Path.
553
b

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Path.
553b

Ueber die Natur und Heilart der Faulfieber,

nebst

Bemerkungen

über

einige Verschiedenheiten, Eintheilungen und Kurmethoden der Fieber überhaupt.

Zweite

Einladungsschrift

zu

seinen Vorlesungen im Sommer 1808,

von

D. August Friederich Hecker,

Königl. Preuß. Hofrathe, Professor der Pathologie und Semiotik bei dem Königl. Collegio medico-chirurgico, und Mitgliede der medicinischen Ober-Examinations-Commission.

Voran ein Beitrag zur Beantwortung der Frage:

Soll in Berlin eine Universität seyn?

Berlin, 1809.
Bei Friedrich Maurer.

R

Wer mit unseren drückenden Verhältnissen während des verflossenen Jahres, und mit so manchen niederschlagenden Thatsachen bekannt ist, der wird in dieser Schrift sehr leicht die Gründe finden, aus welchen sie nicht eher als jetzt gedruckt werden konnte. Da diese Gründe ganz außer mir liegen, so darf ich mich wegen der verspäteten Erscheinung nicht entschuldigen. — Die durch diesen unglücklichen Aufschub verspätete **dritte Einladungsschrift**, welche von der Angina polyposa handelt, wird unverzüglich nach der gegenwärtigen erscheinen. Berlin, am 1sten Januar, 1809.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Unter dem beispiellosen Drucke der Zeitverhältnisse, würden auch die größten Anstrengungen und Aufopferungen von meiner Seite es bei dem besten Willen nicht möglich gemacht haben, so thätig und mit so gutem Erfolge zur Aufrechthaltung unserer Lehranstalt mitzuwirken, als es wirklich geschehen ist, hätte mich nicht die Gnade unseres gerechten und wohlwollenden Königs dazu in den Stand gesetzt. Weit über ein unglückliches Verhängniß erhaben, fest und beharrlich unter den Zerrüttungen des Zeitgeistes, sucht Er überall nur das Gute und Nützliche zu erhalten, dessen sich Seine glücklichen Staaten einst in so vollem Maaße zu erfreuen hatten. Auch unserer Anstalt hat Seine rettende Hand wohlthätig ihre Dauer gesichert, und ein jeder, von heiligem Pflichtgefühl durchdrungen, fand darin den stärksten Antrieb, alle Kräfte aufzubieten, den ihm angewiesenen Wirkungskreis zu behaupten, den möglichst größten Nutzen eines einst wieder aufblühenden Staates in demselben zu fördern, und so dem hohen Willen eines allgeliebten Monarchen zu entsprechen, der eine in unseren Tagen so seltene Größe zeigt: die Größe im Unglück! —

Dankbar erkannte jeder Patriot die vielen und großen Verdienste, die sich Se. Excellenz, der Herr Staatsminister von Stein, um unser niedergedrücktes Vaterland erwarben; Seine Vorsorge hatte sich, wie über so vieles Gute, auch auf unsere Lehranstalt erstreckt. Hoffnungsvoll blickten wir auf Ihn, und ver-

ehrten die uns gegebenen Beweise Seines Wohlwollens! Doch den Verlust auch dieser Hoffnungen, mußten wir nur zu bald schmerzlich empfinden. —

Endlich haben auch die Würdigen Directoren des Collegii medico-chirurgici und des Instituts für Feldärzte, die Herrn Hufeland und Görcke, alles für uns gewirkt, was die ungünstige Lage der Umstände zuließ; ohne Ihre thätigste Verwendung, hätte das letztere Institut, unter den Stürmen des Krieges, seiner Auflösung nicht entgehen können. Wer mit reinem Sinne für das Nützliche, auf irgend eine Art zur Aufrechthaltung jener Anstalten, in diesen Tagen des Unglücks, durch eigene Thätigkeit beigetragen hat, oder wer jenes Nützliche auch nur unpartheiisch und ohne kleinliche Nebenrücksichten zu würdigen vermag, der wird Ihnen seinen herzlichsten Dank nicht versagen. —

Auf der einen Seite durch alle diese höchst erfreulichen Verhältnisse und Hoffnungen unterstützt, auf der anderen aber durch die noch immer fortdaurenden Kriegslasten niedergedrückt, ohne Gehalt und ohne alle Aufmunterung in unseren nächsten Umgebungen, — habe ich dennoch in dem verflossenen halben Jahre die Pflichten meines Lehramtes erfüllen können, wenn es auch eben nicht die große Anzahl der Zuhörer und die Hoffnung irgend eines glänzenden Gewinnes war, was mich dazu bestimmen konnte. Jene war nämlich:

Im Winter 180$\frac{7}{8}$:	Semiotik	32
	Therapie	30
	Chirurgia medica	9
	Materia medica	14
	Ueber Scheintod u. Vergiftungen	14

In meiner vorigen Einladungsschrift, habe ich an die großen Vorzüge erinnert, durch die sich unser Berlin, mehr als irgend eine Stadt des nördlichen Deutschlands, zu einer größeren und auf alle Zweige des Wissens ausgedehnten Lehranstalt eignet. Um dieselbe Zeit verbreitete sich auch das Gerücht von einer hier zu errichtenden Universität, und mehrere Schriftsteller beschäftigten sich damit, die Vortheile und Nachtheile einer solchen vorläufig auseinanderzusetzen. Ohne daß von den wirklichen Absichten des Königes und der höheren Staatsbehörden, in Beziehung auf diesen Gegenstand, etwas bestimmtes bekannt war, — und nach der Lage der Sachen bekannt seyn konnte, — erschienen schnell nacheinander folgende Schriften:

1) Zwei Schreiben die Errichtung einer akademischen Lehranstalt in Berlin betreffend. Berlin und Leipzig, 1807. 40 S. 8.
2) Sendschreiben an Hrn. G. S. über die Verlegung der Universität Halle nach Berlin. Berlin und Leipzig, 1807. 22 S. 8.
3) Soll in Berlin eine Universität seyn? Ein Vorspiel zur künftigen Untersuchung dieser Frage. Berlin, 1808. 115 S. 8.
4) Gelegentliche Gedanken über Universitäten in deutschem Sinn. Nebst einem Anhang über eine neu zu errichtende, von F. Schleiermacher. Berlin, 1808. 176 S. 8. *)

*) Dazu ist, einiger unbedeutenden Aufsätze in Zeitschriften nicht zu gedenken, in diesen Tagen noch ein fünfter einzeln gedruckter, in Abschriften verbreiteter Bogen, von einem bekannten und sehr achtungswerthen Gelehrten, gekommen, über dessen Inhalt ich darum

Die Schriften No. 1. und 2. haben trübe Quellen, und rühren von Verfassern her, die theils gar keine, theils eine sehr einseitige und beschränkte Kenntniß ihres Gegenstandes haben. Was sie für und was sie wider eine Universität in Berlin sagen, ist gleich seicht und unerheblich, und nach dem 14ten October 1806, besonders aber nach dem Frieden von Tilsit, von einer Verlegung der Universität Halle nach Berlin zu sprechen, könnte manchem selbst widersinnig scheinen. — Die Schrift No. 3. hat einen sehr achtungswerthen, mit seinem Gegenstande genau bekannten Verfasser, dem ich es wenigstens insbesondere danken muß, daß er allenfalls eine medicinische Universität in Berlin zulassen will; gewiß wird er seine Bedenklichkeiten, die er sehr laut gegen eine allgemeine, gegen eine Universitas litterarum, äußert, die bei uns errichtet werden möchte, aufgeben, wenn er Gründe und Gegengründe mit voller Unbefangenheit und Unpartheilichkeit gegen einander stellen und prüfen will.

---

hier nicht urtheilen will, weil er seine Bestimmung: „Handschrift zum Privatgebrauch,“ an der Stirne trägt, und weil er sowohl über die noch bestehenden Preußischen Universitäten, als über eine neue in Berlin zu errichtende, in ein solches Detail gehet, das jedes Privaturtheil ausschließt, es wenigstens unangenehmen Misdeutungen aussetzt. —

Indem ich diese Blätter dem Druck übergebe, erhalte ich noch: „Auch ein Paar Worte zu dem Tages-Gespräch über Universitäten, und beiläufig ein Wort für die Universität Frankfurt an der Oder. Von J. C. F. Meister. Frankfurt, 1809. 56 S. 8.“. Der Verf. läßt ausdrücklich bemerken, daß er hier ein Wort als „Lehrer der Rechte“ sagt, und gehet ebenfalls auf ganz spezielle Gegenstände ein. Darum urtheile ich auch hier nicht; indessen scheint es mir, daß wir in dem folgenden bei mehr als einer Gelegenheit zusammentreffen möchten.

Er hat sich von der Gelehrsamkeit, von einem völlig rücksichtlosen, freien Erlernen der Wissenschaften ganz um ihrer selbst willen, von den Lehrenden und von den Lernenden, sehr vollkommene Ideale gebildet, welchen allerdings eine jede Universität, sie sey an einem kleinen oder an einem großen Orte, so nahe als möglich zu kommen suchen muß. Diesem höchsten Zwecke stehen aber, wie jeder Anstalt unter dem Monde, überall Hindernisse, hier kleinere, dort größere entgegen; es wird also nur darauf ankommen, ob jene Hindernisse, neben den großen Vorzügen, die unser Berlin einer Universität darbietet, hier größer und unübersteiglicher sind, als in einer kleinen Provinzialstadt? Ich habe Gründe daran zu zweifeln, die ich in dem folgenden mit der größten Unbefangenheit zusammenstellen will; sie werden hoffentlich jeden überzeugen, der nur die beiden sehr wesentlich verschiedenen Fragen unterscheidet: Kann in Berlin eine gute, den Wissenschaften, dem Staate und der Stadt selbst nützliche Universität seyn? Oder kann in Berlin, nach den Verhältnissen der Stadt und ihrer Einwohner, das höchste Ideal einer vollkommenen Universität erreicht werden, dem gar nichts in unserer Eigenthümlichkeit liegendes entgegenstehet? Jeder Unbefangene wird mit mir die erste Frage unbedenklich mit Ja, die letzte mit Nein beantworten. — Was der Verf. von No. 4. über Universitäten überhaupt sagt, ist vortrefflich; er wendet es mit Unpartheilichkeit auf eine in Berlin zu stiftende Universität an, deren gute und schlimme Seiten er nicht verschweigt. Nur sein Vorschlag, bei uns einstweilen und unter dem Drange des Augenblickes, eine Probeuniversität zu errichten,

möchte schwerlich den Beifall der Sachkundigen haben. „Um es recht deutlich zu machen, sagt er, daß es zunächst nicht die Hinsicht auf die künftigen Vortheile ist, was die Universität nach Berlin bringt, sondern der Drang des Augenblickes: so erkläre man doch am liebsten, sie solle nur provisorisch in Berlin seyn, und denke darauf ihr Kräfte zu sammlen, damit sie alles, was ihr nothwendig ist, eigen habe. Sieht man dann, daß die eigenthümlichen Nachtheile von Berlin sich nicht besiegen lassen: so werde man ja nicht geblendet durch die etwaigen Vortheile, sondern die Universität wandere so bald sie kann. Es wird ja wohl nicht nöthig seyn, steht zu hoffen." — Die Bemerkungen, die sich gegen einen solchen Vorschlag machen lassen, dringen sich gewiß jedem, der die Lage der Dinge kennt, von selbst auf. Der Drang der Umstände, der in diesem Augenblicke die Errichtung einer neuen Universität in unserem Staate erfordern soll, möchte wohl überhaupt so groß nicht seyn, wenigstens dem unendlich größeren Drange anderer allgemeiner Bedürfnisse, die für die Rettung und Erhaltung des Ganzen von der höchsten Wichtigkeit sind, weit nachstehen. Errichtet Preußen jetzt eine neue Universität, so behauptet es zwar auf der einen Seite auf eine höchst ruhmvolle Art seinen Character, nach welchem die Cultur der Wissenschaften und die Erweckung und Ausbildung der geistigen Vollkommenheiten, immer zu den erhabensten Zwecken seiner Staatsverwaltung gehörten, — aber auf der anderen Seite macht es Aufopferungen, die sich gewiß schwerer als jemals mit den übrigen weit dringenderen Staatsbedürfnissen vereinigen lassen. Eine provisorische Universität zur Probe, die gleich einer nomadischen Na-

tion weiter ziehet, wenn sie an einem Orte sich nicht mehr halten kann, hat gewiß alles gegen sich. Wer Proben anstellt, hat keine Kenntniß von seinen Mitteln und von seinen Zwecken. Was aber eine gute Universität erfordert, und was ihr Berlin anzubieten hat und nicht hat, das wissen wir ganz genau; es läßt sich ohne alle Schwierigkeiten bestimmen, welche Anstalten und Einrichtungen getroffen werden müssen, wenn sie zu Stande kommen und in dem möglichsten Grade von Vollkommenheit bestehen soll; wir bedürfen also gar nicht erst eines Experimentes, um zu sehen, wie sich Berlin und eine Universität zusammen vertragen? Proben taugen in dem großen Haushalte des Staates, wie unzählige Beispiele lehren, so wenig und vielleicht noch ungleich weniger, als etwa in der Medicin die Probeaderläße. —

Verlangt man durchaus, daß die Frage: Kann in Berlin eine gute, den Wissenschaften, dem Staate und der Stadt selbst nützliche Universität seyn? — durch Erfahrung entschieden werde, so ist diese Erfahrung, in Beziehung auf eine medicinische Universität, schon seit beinahe hundert Jahren gemacht. Daß in diesem langen Zeitraume im Durchschnitt jährlich über hundert, in gewissen Perioden wohl über zweihundert junge Aerzte in Berlin, und großentheils ganz allein in Berlin, unter der Anleitung von Lehrern, die zum Theil in der Reihe der ersten Gelehrten von Europa stehen, studirt haben, ohne eine Universität zu besuchen, und daß aus dieser großen Zahl nicht blos nützliche Praktiker, sondern auch so manche Gelehrte hervorgegangen sind, das ist Thatsache, die allgemein bekannt und außer allem Zweifel ist. Was bald hundert Jahre von dieser medicinischen Univer-

sität gegolten hat, das wird ja wohl auch von einer philosophischen, theologischen, juristischen ꝛc. Lehranstalt gelten, die man nach richtigen Grundsätzen zu einer allgemeinen Universität vereinigte? Es ist wenigstens kein Grund abzusehen, warum dieses nicht so seyn sollte.

Wenn ein streitig gemachter Gegenstand, die Erfahrung in dem Grade zu seinem entschiedenen Vortheile hat, als unsere medicinische Universität in Berlin, so verdient das Nachtheilige, was einige davon, und von einer Erweiterung desselben, glauben, oder aus einseitigen Ansichten meinen, eigentlich gar keine Widerlegung. Das wahrhaft Gute, muß sich in und durch sich selbst als gut bewähren, und durchaus keiner Vertheidigung, keiner Anpreisungen bedürfen! Ich will indessen die Einwendungen und Bedenklichkeiten einzeln durchgehen, die die vorhin genannten Schriftsteller gegen die Stiftung einer Universität in Berlin geäußert haben. Ich betrachte die Sache blos, in so fern sie allgemein in Anregung gebracht worden ist, ohne in die Absichten des Staats im mindesten eingreifen zu wollen, und ohne darnach zu fragen: ob jemals, und wenn eine Universität in unserer Stadt wirklich statt finden werde? Noch ist uns kein so günstiger Augenblick geworden, wo uns eine Frage an das Schicksal über unsere künftigen Verhältnisse frei stand! — Ob ich mir eine Stimme über jenen Gegenstand anmaaßen, ob ich ein Urtheil über eine bei uns zu stiftende Universität, über ihre Vortheile und Hindernisse, fällen darf, mögen diejenigen entscheiden, die es wissen: daß ich die Universitäten Halle und Erfurt in einem Zeitraume von zwanzig Jahren sehr genau kennen gelernt, und in der Nähe von Jena in einer Periode

gelebt habe, wo diese Universität von mehr als einer Seite Belehrung über zweckmäßige und unzweckmäßige Einrichtungen darbot; — daß ich auch mit so manchen Eigenthümlichkeiten der meisten übrigen Deutschen Universitäten bekannt bin; — daß ich Berlin und unsere Lehranstalt sehr gut kenne, und die Beziehungen der Stadt auf diese vollkommen zu würdigen weiß. Was unsere, und was fremde Lehranstalten, für medicinische Gelehrsamkeit und für die Bildung brauchbarer praktischer Aerzte, seit einigen zwanzig Jahren geleistet haben, das kann ich, meine Aufmerksamkeit und meine Mitwirkung auf den Gang unserer Litteratur abgerechnet, daraus vielleicht von einer gewissen Seite besser als mancher andere beurtheilen: daß mir mein Dienst, vormals als Fakultist zu Erfurt, jetzt als Mitglied der obersten Stelle des Preußischen Staats zur Prüfung aller Medicinalpersonen, eine sehr genaue Kenntniß der Einsichten, der Fähigkeiten und der Brauchbarkeit von mehr als sechshundert angehenden Aerzten verschaffen mußte, die sich an verschiedenen fernen und nahen Orten gebildet hatten. —

Alles dieses vorausgesetzt, werden hoffentlich die Behauptungen nicht als leere Redensarten erscheinen, die ich in dem folgenden den Gegnern einer Universität in Berlin entgegenstelle, sondern jeder Unbefangene wird mir zugestehen müssen, daß sie sich auf genaue Kenntniß des Gegenstandes und auf eine unpartheiische Ansicht desselben, von den verschiedenen Seiten die er darbietet, gründen.

Zuerst will ich hier meine Ueberzeugungen, von den Zwecken einer Universität, und von den besten Mit-

teln sie zu erreichen, überhaupt, und ohne alle Beziehung auf eine künftige Universität in Berlin, kürzlich angeben.

Eine gute Universität, muß eine Anstalt für alles menschliche Wissen in seinem ganzen Umfange, und in allen seinen höheren und niederen Beziehungen seyn. Alles was in die Sphäre dieses Wissens gehört, wird in der Universität nicht nur in seiner größten Vollkommenheit aufbehalten, sondern es verbreitet sich von derselben, wie aus einem Mittelpunkte, über die ganze menschliche Gesellschaft. So betrachtete man in früheren Zeiten die Universitäten, so müssen sie betrachtet werden, und sie müssen das, wenn sie nicht mehr schädlich als nützlich werden sollen, auf alle Weise verdienen. Durch Unterricht, durch schriftliche Gutachten, die man sonst weit mehr als jetzt von ihnen forderte, und durch gedruckte Werke, muß wahre Belehrung, Aufklärung über dunkle, streitige Gegenstände, Erweiterung des Gebietes der Wissenschaften, von ihnen ausgehen. Haben sich, wie nicht geläugnet werden kann, die Universitäten zum Theil um das Zutrauen gebracht, das man ehemals so allgemein und so unbedingt, in ihre Aussprüche und Gutachten setzte, so liegt das keinesweges in der Natur der Sache, sondern in Mängeln und Mißbräuchen bei den Fakultäten. Man beseitige diese, man lasse die Universität, was sie seyn muß, wirklich einen Vereinigungspunkt alles Wissens seyn, und dann wird man mit Recht und mit vollem Zutrauen, in medicinischen, gerichtlichen, kurz in allen zweifelhaften Fällen, die nur aus wissenschaftlichen Ansichten und Gründen entschieden werden können, vollkommene Aufklärung, durchaus rücksichtlose

Aussprüche und alles erschöpfende Gutachten, von ihr und nur von ihr erwarten dürfen. —

In seinem ganzen Umfange, sagte ich, muß unser Wissen auf der Universität gefunden werden, denn dieses Wissen ist ein unzertrennbares Ganzes, und die Anstalt für dasselbe eine *universitas* litterarum! Wenn gleich unser Wissen, nach dem Ausdruck des Apostels, Stückwerk ist, so soll doch die Universität kein solches seyn, wo bei vielen Mängeln, Lücken und Dunkelheiten, etwa nur hier und da ein isolirter lichter Punkt, von Irrlichtern vielleicht kaum unterscheidbar, hervorblickt. Apollo und alle neun Musen wollen uns also in Gnaden vor allen Universitäten, Centralschulen, u. d. g. Anstalten bewahren, wo nur von manchen einzelnen Zweigen der Wissenschaften etwas, und dieses etwas vielleicht gar nur zu einem bestimmten Zwecke in der bürgerlichen Gesellschaft, gelehrt und gelernt wird! Es giebt nur eine Naturwissenschaft, nur eine Chemie, und man kann davon, wenn man wahre und gründliche Einsichten in diesen Fächern erlangen will, nicht hier und da eine kleine Portion für den Arzt, für den Apotheker, für den Bergmann, für jeden Künstler und Handwerker, oder wohl gar für Dilettanten und Frauenzimmer abreißen, und jedem nach seinem Bedürfniß, oder gar nach seinen oft eitlen Wünschen, zurichten. Das nämliche gilt von der Theologie, von der Rechtswissenschaft, von der Medicin, kurz von jedem Zweige des menschlichen Wissens, der nur in so fern Blüten und Früchte trägt, als er ein Theil eines einzigen gesunden Stammes ist! Taugt, wie es leider auf so manchen Universitäten der Fall seyn mag, dieser Stamm in seiner Wurzel nicht viel, fehlen ihm hier

und da Zweige, sind andere im Verdorren, so werden die einzelnen, die noch hier und da grünen, gewiß nur wenige kräftige Früchte bringen! —

In ihren höheren und niederen Beziehungen, sagte ich ferner, müssen die Wissenschaften auf der Universität gelehrt und gelernt werden. Alles unser Wissen, welches es auch sey, ist aus einem doppelten Gesichtspunkte zu betrachten: das reine, höhere, spekulative Wissen, um das wir uns lediglich um sein selbst willen, und ohne alle nähere Beziehungen auf irgend einen Zweck, bemühen; dann das Wissen, das uns zu Menschen für die Welt bildet, und das in mannichfaltigen Anwendungen in die Kreise des gesellschaftlichen Lebens übergehet. Auf beides muß die Universität gerichtet seyn; sie muß die Tiefen alles menschlichen Wissens aufgeschlossen in sich enthalten, und sie jedem, den der Geist dazu treibt, aufschließen, aber ja nicht etwa um die unnützesten Menschen von der Welt, um nur Gelehrte zu bilden, sondern um den Menschen zum Menschen, zum nützlichen Gliede der Gesellschaft, zum Staatsbürger zu machen, dessen Wissen in seinen Handlungen ein lebendiges Wissen wird. Auf der andern Seite glaube man aber ja nicht, daß es ein praktisches Wissen, das nicht auf dem Grunde des reinen, höheren Wissens ruhet, geben könne! Ueberall regt sich jetzt die Sucht, die Menschen ohne viele Mühe und Anstrengung, und mit den möglichst wenigen Kosten, zu Praktikern, zu Routiniers zu bilden; der Theologe soll nur nothdürftig Pastoraltheologie wissen, der Jurist den Geschäftsgang in seinen Formen kennen, der Arzt die armselige Kunst des Curirens und Receptschreibens verstehen; aber wehe ihnen, wehe der herabgesetzten und ver-

nachläßigten Wissenschaft, wenn ein solches Stümperwerk jemals der höchste Zweck unserer Lehranstalten werden sollte! Wir würden dann in unserem Zeitalter der Surrogate, auch nichts als Surrogate an die Stelle wahrer Gelehrten und brauchbarer Geschäftsmänner erhalten, die ihren Platz entweder nur mittelmäßig, oder gar nicht ausfüllen. Wie sehr das wirklich schon jetzt der Fall sey, sehen wir in so manchen Zweigen der Staatsverwaltung, und in so manchen Wirkungskreisen des bürgerlichen Lebens, durch unzählige Beispiele bestätigt. Ueberall rächt sich die vernachläßigte Gründlichkeit und Vollkommenheit in unserem Wissen, durch auffallende Mängel, Mißgriffe und schlechte Erfolge, deren Grund man denn oft in ganz anderen Dingen sucht. Aber unsere Oberflächigkeit, unser Dilettantenwissen, unsere Schlaffheit und Seichtigkeit, unsere Scheu vor aller Anstrengung und Arbeit, unser Bestreben bei einem ruhigen und bequemen Leben, vielem Gelde und großen Ehren, das wenigstmögliche zu lernen und zu thun, und bei allem diesem, unsere anmaaßungsvolle Ueberbildung: das sind die großen Gebrechen unseres Zeitalters! Sie zu heilen, kann und muß die Universität ein großes Mittel werden. Wer bei derselben jenen hohen Zweck aus den Augen verlieren könnte, der würde besser thun, aus ihren Fonds Ressourcen und Restaurationen zu errichten! —

Der große Umfang der Wissenschaften, macht gewisse Abtheilungen, auf der Universität also die sogenannten Fakultäten nothwendig. Es scheint an sich gleichgültig zu seyn, ob man die alten vier Fakultäten beibehält, oder ob man, nach dem Beispiel einiger Universitäten im südlichen Deutschland, und wie auch die für die Universi-

tät zu Berlin entworfenen Plane wollen, fünf, sieben, oder gar neun Fakultäten oder Sectionen festsetzt. Werden nur alle Wissenschaften gut gelehrt und erlernt, so kömmt sehr wenig darauf an, unter wie viele Rubriken man Lehrer und Lernende stellen will. Zweckmäßig wird es indessen seyn, die alte Polterkammer der Universitäten, die philosophische Fakultät, etwas aufzuräumen und zu ordnen; denn es ist wenigstens ein Uebelstand, wenn sich hier Philosophien mit den rohesten Nichtphilosophien mischen, und z. B. Vorlesungen über den transcendentalen Idealismus, und über Hut, Brache, Stallfütterung und Gewinnung des Düngers, mit ähnlichen heterogenen Dingen, friedlich im Verzeichnisse bei einander stehen.

Das Wissen kann nicht gelehrt, es muß aus dem Geiste eines jeden, der seinen Besitz wünscht, entwikkelt, es muß durch Selbstthätigkeit erworben werden! Was aber ein Lehrer in seinem Vortrage von wirklichen Kenntnissen mittheilt, was sein Unterricht enthält, was der Zuhörer in sein Gedächtniß aufnimmt, das ist gerade das allerwenigste; den Geist des Wissens zu erwecken, Enthusiasmus für dasselbe zu entzünden und zu nähren, die Entstehung, die Fortbildung, den gegenwärtigen Zustand, die Wege künftiger Vervollkommnung der Wissenschaften belehrend darzustellen, dadurch eigene Ueberzeugung und Selbstdenken bei den Lernenden hervorzurufen, und seine Ideen zu ordnen, — das ist das eigentliche Ziel, nach welchem der Lehrer streben muß. Sein eigenes Wissen muß also ein vollkommenes, lebendiges Wissen seyn, und eine lebendige Darstellung muß den Geist der Lernenden mit seinem Geiste einigen. — Das geistlose Vorlesen irgend eines Buches oder Heftes,

ist

ist also unendlich weit von dem Zwecke der Universität entfernt! Wer ängstlich nach den Papieren eines berühmten Vorgängers trachtet, um sie als Compendium für seine Zuhörer abdrucken zu lassen, oder sie ihnen vorzulesen, wer nach seiner Ernennung zum Professor nichts emsiger zu thun hat, als sich ein Heft zu machen, um es Jahr aus Jahr ein zu wiederholen, wie ich so manches abschreckende Beispiel gesehen habe, der ist zum Lehrer auf immer verdorben, wenigstens hoffe man ja nicht, daß von ihm ein ächter Geist des Wissens und des Forschens ausgehen werde. — Als vor einigen zwanzig Jahren die Universität zu Mainz eine sogenannte glänzende Restauration erlebte, die aber gleich in den ersten Jahren in das tiefste litterarische Elend zurücksank, hatte man dort höchsten Orts erfahren, daß es in Göttingen sehr berühmte Lehrer gäbe, deren Gelehrsamkeit und Ruf viele Studierende anzöge; ein damals die Universitäten bereisender Mönch erhielt daher die höchste Instruktion, die Collegienhefte der Göttinger Professoren herbeizuschaffen, damit solche auch in Mainz vorgelesen werden könnten. Also Lesemaschinen wollte man dort, nicht Lehrer im ächten Sinne dieses Wortes! Ein guter Genius wird ja wohl jede neue Universität, sie sey in oder außer Berlin, vor solch einem Schicksal behüten!

Soll der Lehrer das seyn, was er bei einer guten Universität im Geiste und in der Wahrheit seyn muß, so muß er, über alles Gemeine erhaben, durchaus den Wissenschaften und seiner Bestimmung ganz leben können. Wer ein Geschäft mit Erfolg treiben will, der muß sich demselben völlig und unbefangen hingeben, und das Geschäft muß in sein eigenes Wesen eingehen; außerdem ist

er ein Miethling, und seine Thaten verlieren sich in dem Froste des gemeinen Lebens. Die Auswahl guter Lehrer, und die zweckmäßige Bestimmung ihrer bürgerlichen Verhältnisse, ist daher ein Hauptpunkt, auf den der Staat bei Errichtung einer Universität zu sehen hat. Man glaube doch ja nicht, daß man bei einer solchen Errichtung weiter nichts zu thun habe, als etwa die Geistlichen, die Justizbedienten, die Aerzte, und was sich sonst an den sogenannten gelehrten Stand eines Ortes anschließt, ohne weiteres zu Lehrern an der Universität zu ernennen. Damit ist die Sache warlich nicht abgethan, so annehmlich ein dergleichen Vorschlag einer oder der anderen Finanzbehörde auch erscheinen mögte! Es thut mir leid, sagen zu müssen, daß ähnliche Vorschläge zur schnellen, wohlfeilen Herstellung und Erhaltung mancher Universität wirklich laut geworden und in Ausübung gebracht sind! Aber bedenkt man denn nicht, daß ein Mann, der in anderweitigen Diensten des Staates stehet, die seine ganze Thätigkeit und Zeit fordern, daß ein solcher Mann unmöglich so nebenher auch ein guter und fleißiger akademischer Lehrer seyn kann? Ein solcher muß sich durchaus in einer freien, unabhängigen Lage befinden, und nur dann kann der Staat mit Recht von ihm erwarten und fordern, was die Universität zur unerläßlichen Bedingung macht! Ein sehr gesuchter praktischer Arzt, der sich vom Morgen bis an den Abend mit einheimischen und auswärtigen Kranken zu beschäftigen hat, und der, wie ich Fälle gesehen habe, unter beständigen Unterbrechungen, zwei bis drei Jahre dazu braucht, um ein Collegium zu enden, der kann zwar ein höchst achtungswürdiger, nützlicher Mann seyn, aber ein guter akademi=

scher Lehrer ist er nimmermehr! Dasselbe gilt von jenen Professoren, die, wie auf mancher kleinen deutschen Universität, Regierungsräthe, Kammerräthe, Bürgermeister, Schulrectoren u. d. g. sind, die als solche Gehalt und hinlängliche Beschäftigung haben, und die den Professorgehalt, sey er auch noch so klein, und die Professorehre, sey sie auch noch so problematisch, sich nebenher zwar gern gefallen lassen, oft genug emsig darauf ausgehen, ohne jemals Professoren zu seyn, oder es nur seyn zu wollen, wie eine gute Universität sie haben muß. Ausnahmen von dieser Behauptung sind gewiß höchst selten.

Ich habe sonst wohl, und von recht vornehmen Leuten, hören müssen, ein Professor müsse nur einen sehr geringen Gehalt haben, damit er thätig bleibe, um sich seinen Unterhalt zu erwerben; gebe man ihm zu viel, so gehe es ihm wie den Vögeln, die bei zu gutem Futter, nicht singen. Solche Aeußerungen möchten da noch hingehen, wo der Staat auf andere Weise so für die Universität sorgt, daß es nicht an Studierenden, und folglich dem thätigen, kenntnißvollen Lehrer nicht an Gelegenheit fehlt, sich einen Wirkungskreis zu schaffen, und sich in eine gute bürgerliche Lage zu versetzen. Fehlt es aber bei der Universität an allem, unterliegt sie von allen Seiten dem Druck und dem Mangel, hat sie nur wenige arme oder gar keine Studierenden, so ist es baarer Unsinn, wenn man von einem einzelnen Professor, der 50 bis höchstens 150 Thaler Gehalt hat, fordert, er solle fleißig lesen! Darf man sich unter solchen Umständen wohl verwundern, wenn man, — ich spreche von Thatsachen, — Professoren findet, die Malz machen, Bier brauen und verkaufen, auf Pfänder leihen, oder sich mit ähnlichen Beschäf-

tigungen zu nähren suchen? Ich weiß den Fall, wo ein Professor der Medicin, — der nachher als Fakultist sieben Jahre lang seine ganze Fakultät allein ausmachte, und darin begreiflich ein großes Unwesen trieb, — sein Leben geraume Zeit (1771) mit Wollespinnen und mit dem Verkaufe eines gewissen Pulvers, zu fristen sich gezwungen sahe. Ich weiß nicht, ob man bei solchen Ereignissen mehr über die Staatsbehörden erstaunen soll, die so etwas unter ihren Augen geschehen lassen, oder über einen Professor, der sich über ein solches Elend nicht zu erheben vermag? — Verzichtleistung auf allen Lebensgenuß, Armuth, Nahrungssorgen, und der daraus folgende Mangel an Muth und Ansehen, drücken auch den kraftvollesten Geist nieder, und erschlaffen den Eifer und die Thätigkeit, die in einer guten Universität herrschen müssen. Auf allen unseren kleinen, ärmlichen Universitäten, kann man diese unläugbare Wahrheit bestätigt sehen. Was würden wohl die Börhaave, die Hoffmann, die Haller, und so manche andere, die wir als große und hochverdiente Männer nennen, als Gelehrte und akademische Lehrer geleistet haben, hätten sie mit Armuth und drükkenden Nahrungssorgen kämpfen müssen? Und was hat Göttingen während eines halben Jahrhunderts geleistet, weil Münchhausens Geist in den Anordnungen herrschend blieb, die die persönlichen und bürgerlichen Verhältnisse der Lehrer, weit besser als auf den meisten deutschen Universitäten bestimmten? Ein Lehrer, der seiner Pflicht leben soll, muß auch seines Lebens froh werden, und ohne Sorgen in die Zukunft blicken, seine Subsistenz darf nicht einzig von der Anzahl, Laune und Gunst der Zuhörer abhängen, der sonst wohl auf Wegen nachge-

trachtet wird, die mit der Würde der Universität und ihrer Mitglieder nicht bestehen. Diese Würde kann nur da erhalten und kräftig behauptet werden, wo die, die sich Nutritoren nennen lassen, von dem liberalen Geiste eines Münchhausen belebt sind! —

Darum sey die Universität weder in ihren Geldverhältnissen, noch in ihren übrigen Einrichtungen, von untergeordneten Staatsbehörden abhängig, die nach einem kleinlichen Maaßstabe einer pedantischen Mönchsdisciplin, oder eines engherzigen Finanzsystems handeln. Eine Universität, die unter der speziellen Aufsicht einer geistlichen oder einer Gerichtsbehörde, unter einer Kammer, akademischen Commission, u. d. g. stehet, wird sich in einem immerwährenden Kampfe befinden, zu den kleinlichsten, geistlosesten Verhältnissen herabgewürdigt werden, und sich nie zu einiger Vollkommenheit erheben, besonders wenn sie sich gegen persönliche Feindschaften, Chikanen, Unwissenheit, Hochmuth und Gemeinheit behaupten muß. Oder kann da eine gute höhere Lehranstalt gedeihen, wo eine Kammer Serenissimo daraus beweißt, daß die Landesuniversität im Verfall und weiter keiner Unterstützung werth sey, weil sie weit weniger Bieraccise eintrage als sonst, wo noch vieles Trinken zu den ersten Tugenden eines akademischen Bürgers gehörte? Noch gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts gab es Universitäten, wo die medicinischen Lehrer gesetzlich verbunden waren, nur Börhaavens Lehrsätze vorzutragen. Ich selbst wurde noch im Jahre 1790 in allem Ernst von einem meiner Vorgesetzten gefragt, ob ich die Medicin nach Stahlianischen oder nach Börhaavischen Grundsätzen vortragen werde, und noch sind

Acten vorhanden, nach welchen ich um diese Zeit, mitten in meinen Vorlesungen über die Fieberlehre nach Stoll, die ernstliche Weisung erhielt, „dieses zu unterlassen, und ein nützlicheres Collegium zu lesen.“ Ganze Reihen ähnlicher erfreulicher Thatsachen, habe ich zu sammlen Gelegenheit gehabt, und sie werden auf keiner Universität fehlen, die einer untergeordneten Staatsbehörde untergeordnet ist, welche wohl gar noch die Academica nur nebenher als Odiosa behandelt. Nur eine solche Universität kann sich zu der Vollkommenheit und Würde erheben, welche sie ihrem Zwecke gemäß besitzen muß, der ein aufgeklärter, wohlwollender Landesherr, einen einzelnen Mann von höherem Range vorsetzt, dessen Verstand, reiner und liberaler Sinn, ausgebreitete Kenntniß der Wissenschaften, und Liebe zu denselben, bewährt sind, und der mit einer gewissen Vorliebe und Enthusiasmus alle die Ideale umfaßt, nach welchen die Universität überhaupt, und nach welchen ein jeder in der Universität streben muß. — Und damit jeder in diesem Streben ausdaurenden Muth, Kraft und Freiheit erhalte, muß die Universität im eigentlichsten Sinne eine gelehrte Republik seyn, die nur unter der eben gedachten liberalen Curatel stehet. Die Lehrer haben, wie gleiche Pflichten, so vollkommen gleiche Rechte, und nie darf sich Habsucht, Kabale, Anmaaßung, Egoismus oder Despotismus eines Einzelnen, oder Einzelner gegen Einzelne, vordrängen, nie sich einer über den andern auch nur den Schein eines befehlenden, dirigirenden Einflusses anmaaßen, nie ein Einzelner nach dem — einträglichen Monopol im Wissen oder Lehren trachten. Jede Curatel, die unbefangen nur den Zweck des Ganzen

unverrückt vor Augen hat, und die also das Beste desselben ernstlich will, wird auch jenen Menschlichkeiten, die schon auf so mancher Universität große Zerrüttungen herbeigeführt haben, ernstlich zu begegnen wissen; sie wird den kenntnißvollen, thätigen, nützlichen Mann auszeichnen, aber sie wird andere, die eben so kenntnißvoll, thätig und nützlich sind, seinem drückenden, egoistischen Despotismus nicht preis geben. Wo dieses geschiehet, da trägt die Universität den Keim ihres Verderbens in sich! —

Von der Universität soll Belehrung und Aufklärung über alle Stände ausgehen, und zwar durch Bildung brauchbarer Männer für jedes Fach ganz vorzüglich. Daß ein solcher Mann jene Bildung wirklich erlangt habe, daß er sich in dem Besitz der Kenntnisse und Fähigkeiten befinde, die seine Bestimmung fordert, das beurkundet die Universität unter andern besonders durch die Ertheilung akademischer Grade. Aber eben diese gehört bei unseren bestehenden Universitäten, bei der einen mehr, bei der andern weniger, zu den grellesten Mißbräuchen. Jene Grade sind zur verkäuflichen Waare herabgesunken, die man auf mancherlei Schleichwegen, ohne Kenntnisse zu besitzen, und ohne sich den gesetzmäßigen Prüfungen zu unterwerfen, leicht genug erhalten kann, und die also an sich von der Auszeichnung gar nichts mehr gewähren, die man ehemals damit verband. Das Publikum und alle höhere Staatsbehörden, kennen dieses feile Gewerbe, daher sind die akademischen Würden mit allem Rechte zu wahren Unwürden herabgesunken, und man fordert mit Recht neue Prüfungen, selbst dann, wenn ein Mann der die höchsten akademischen Würden

hat, in einen sehr untergeordneten Wirkungskreis treten will. Ist es aber nicht wahrhaft empörend, daß die medicinischen Fakultäten, unter einem Schatten von vormaliger Kaiserlicher, und unter besonderer landesherrlicher Autorität, licentiam artem exercendi et e cathedra superiori docendi, gegen die Gebühren ertheilen, ohne daß jemand ohne neue Prüfungen, die abermals bezahlt werden müssen, von jener schon einmal bezahlten Lizenz Gebrauch machen darf? Wie tief muß aber das Ansehen der Universitäten gesunken seyn, und wie wenig Zutrauen muß man auf ihre Rechtlichkeit und auf die Einsichten ihrer Fakultisten setzen, wenn man es nöthig findet, ihre Doktoren nochmals, oft von einem einzelnen Physikus, oder von einem untergeordneten Medicinalkollegium, prüfen zu lassen, die so manchen für unwürdig erklären, der auf einer Universität die höchsten Würden in der Arzneigelahrtheit erhalten hat. Wie könnten sie auch anders, da gänzlicher Mangel an wissenschaftlicher Bildung, völlige Unkunde der gelehrten Sprachen, Unfähigkeit einen nur erträglichen deutschen Aufsatz zu schreiben, und die roheste Unwissenheit in dem eigentlichen Gebiete der Medicin, von jenen höchsten Würden keinesweges ausschließen? Ich kannte einst einen alten Fakultisten, der keinem den Doktorgrad verweigerte, wenn er nur versprach, sein Licht nicht anders, als extra fines Imperii leuchten zu lassen. Ich weiß noch, wie man höheren Orts den Fakultäten durchaus unwissende Menschen mit der Insinuation zusandte, — ihnen die Promotion auf alle Weise zu erleichtern. Solche Mißbräuche, die ich mit zahlreichen Beispielen belegen könnte, dürfen durchaus auf der Universität nicht statt finden, die ich eine

gute, vollkommene, ihren Zweck entsprechende nenne. Hier müssen die Bedingungen, Prüfungen, Formen, unter und mit welchen die akademischen Grade ertheilt werden, ganz andere, zweckmäßiger eingerichtete seyn, als wir sie jetzt auf den meisten Universitäten finden. Das Examen von einem, zwei oder drei Fakultisten, intra privatas parietes, ist nur zu oft eine leere Formalität, der sich auch der Unwissende unterwerfen kann, wenn er nur Dreistigkeit, Protection und Geld genug hat. Eine Dissertation können jetzt von zehen jungen Aerzten, neune nicht schreiben, und es geschiehet mit Vorwissen und Bewilligung der Fakultäten, daß fremde Arbeiten als die Specimina eruditionis dessen gedruckt werden, der sie bezahlt. Die öffentliche Vertheidigung einer Dissertation, ist entweder ganz abgeschafft, oder sie wird leicht erlassen, oder sie ist ein elendes, vorher abgeredetes und auswendig gelerntes Geschwätz. Von dem allen darf in einer guten Universität nichts gefunden werden! In derselben darf man auch ärmlich oder gar nicht besoldete Lehrer, nicht auf die Promotionsgelder und Sporteln anweisen, ihre Subsistenz nicht einzig von diesen Sporteln abhängig machen; denn wo dieses der Fall wäre, da würden nicht die Fakultisten, die diese Sporteln als einen Pars salarii haben müssen, an den unvermeidlich einreissenden Mißbräuchen Schuld seyn, sondern der Staat, der die Quelle derselben gesetzlich und als ein hergebrachtes Recht duldet.

Ich wiederhole es: von allem, was ich hier über Universitäten überhaupt gesagt habe, will ich durchaus nichts auf spezielle Ansichten einer künftigen Universität zu Berlin bezogen und gedeutet wissen. Aber das darf ich wohl

sagen, daß unsere Individualität schon an sich sehr vieles enthält, was der Zweck und die Würde einer guten Universität zur wesentlichen Bedingung macht, und daß auf der anderen Seite eben diese Individualität schon an sich sehr vieles ausschließt, was ich an anderen Universitäten als Mängel und Mißbräuche gerügt habe. Wir sind also allerdings zu den erfreulichsten Hoffnungen berechtigt! Denn das müssen wir als ausgemacht voraussetzen: daß Berlin die Zahl der kleinen, ärmlichen, unvollkommenen Universitäten, die man doch lieber, anstatt sie hülflos zu lassen, ganz vertilgen möchte, nicht vermehren, sondern daß seine Universität in jeder Rücksicht nach der höchsten Vollkommenheit streben werde. Diese Universität wird nicht eine Anstalt für Berlin allein, nicht für den Preußischen Staat allein seyn, sondern sie wird der gesammten Menschheit angehören, und deutscher Sinn und Geist, deutscher Fleiß und Gelehrsamkeit, deutsche Würde und Kraft, wird in ihr entflammt und von ihr verbreitet werden!

Ich wende mich jetzt zu den Zweifeln und Einwendungen, die die oben angeführten Schriftsteller dem Plane zu unserer Universität entgegengestellt haben. Sie werden sich hoffentlich leicht genug beseitigen lassen:

I. Die Hauptbedenklichkeiten gegen eine Universität in Berlin, findet man in den eigenthümlichen Verhältnissen einer großen, volkreichen, glänzenden, den Zerstreuungen und dem Luxus ergebenen Residenzstadt. „Des Gewühls und der Aufläufe auf den Straßen nicht zu gedenken, heißt es in der Schrift No. 1, Feierlichkeiten aller Art, Hof- und Volksfeste, Paraden, Revüen und Lustläger, zur Schau gestellte Seltenheiten und

Kunstwerke, Gaukler und Taschenspieler u. d. g. wie viel Anlässe etwas Neues zu sehen, oder zu hören, wie viel Ablenkungen von dem Ernste, den die Beschäftigung mit den Wissenschaften erfordert!" — „Die Wissenschaften, sagt der Verfasser von No. 3, wollen ohne Störung cultivirt werden; aber in Berlin giebt es tausend Aufforderungen zu Zerstreuungen, die sich nach der Sitte der großen Welt durch die Nacht ausdehnen. Man denke an die Diners und Soupers, wozu die Hospitalität der Berliner Großen und Reichen sie — die Professoren — rufen, an die Thées spirituels, wohin die Eitelkeit der gelehrten Damen sie locken würde. In der That soll vor einiger Zeit ein auswärtiger Gelehrter einen ehrenvollen und vortheilhaften Ruf nach Berlin aus dem Grunde ausgeschlagen haben, weil er fürchte, daß sein Kopf nicht die Zeitverschwendung, und sein Magen nicht den Ueberfluß der Schmäuse vertragen werde." — Neben solchen Schilderungen unseres Berlins, lesen wir denn viel Schönes von der stillen, ruhigen Mittelstadt, die keine Gelegenheit zu Zerstreuungen darbietet, und wo Lehrer und Lernende völlig ungestört ihren Arbeiten und Studien obliegen können; der Verfasser von No. 3. will sogar die Universitäten weit lieber in die Abgezogenheit einsamer Thäler und Wälder, als in den Lärm großer Städte versetzt wissen, wo sich die Studierenden in der Contemplation, der eigentlichen Schule des Lebens, bilden.

Auswärtige, die jene übertriebenen Schilderungen von Berlin lesen und nie da gewesen sind, müssen glauben, wir lebten hier wie der reiche Mann in einem beständigen Saus und Braus; aber so arg ist es damit nicht; ja ich behaupte sogar, und kann davon jeden Tag den

Beweis führen: daß Berlin im Verhältniß seiner Größe und Volksmenge, und als Residenz betrachtet, eine sehr stille und ruhige Stadt sey. Man werfe einen Blick auf die letzteren hundert Jahre! Haben in dieser Periode nicht mehr große Gelehrte hier gelebt, haben sie nicht mehr gearbeitet und in allen Fächern Werke von bleibendem Werthe geliefert, ist, besonders im Fache der Naturkunde und Medicin, nicht mehr und besser unterrichtet worden, sind hier nicht mehr brauchbare Männer für die Gelehrsamkeit und für die Welt aus diesem Unterrichte hervorgegangen, — als alles dieses in recht sehr vielen, um nicht zu sagen in den allermeisten stillen und ruhigen Universitätsstädten Deutschlands der Fall war? — Kein Kenner unserer Litteratur, wird gegen diese feststehenden Thatsachen einen gegründeten Zweifel erregen können. Was haben denn jene stillen und ruhigen Städte dem entgegenzustellen, was ein großer Theil der thätigen Mitglieder der Akademie der Wissenschaften, was unsere Neumann, Pott, Marggraf, Klaproth, Hermbstädt, Karsten, Rose, Richter, Fischer, was unsere Gleditsch, Willdenow, Bode, Herbst, was unsere Lieberkühn, Meckel, J. G. Walter, Knape, was unsere Eller, Schmucker, Theden, Voitus, Bilguer, Mursinna, was unsere Selle, Fritze, Hufeland, so mancher anderen nicht zu gedenken, als Gelehrte, als Lehrer und als Geschäftsmänner geleistet haben? Jedes andere Fach wird eine Reihe ähnlicher Männer aufstellen können. Was ist allein zu den Zeiten Friedrichs des Einzigen, in Berlin gearbeitet und für Wissenschaft und Kunst geleistet worden! Hätte das alles geschehen können, wenn es hier wirklich

so große Störungen gelehrter, wissenschaftlicher Thätigkeit gäbe, als uns in jenen Schriften, mit den größten Uebertreibungen, versichert wird? Gewühl und Aufläufe auf den Straßen, die eine Universität irgend beeinträchtigen könnten, giebt es hier gar nicht. In Paris, London, Wien, selbst in den Messen zu Leipzig, sind sie ungleich größer, und man hat nie gehört, daß die Gelehrten und ihre Arbeiten dadurch irgend litten. Was wir von Hoffesten in Berlin wissen, und in Zukunft wahrscheinlich erfahren möchten, kann mit der Universität, mit Professoren und Studenten, nicht in die entfernteste Berührung kommen. Volksfeste giebt es in Berlin gar nicht, den einzigen Tag des Stralower Fischzuges ausgenommen, der unserer Universität nicht mehr schaden kann, als etwa der zu Halle ein Spaziergang nach Passendorf. Lesen Auswärtige in unseren Zeitungen von allerlei Rosen- Erndte- und Kartoffelkränzen, Hahnenschlägen, Wurstgreifen, Jungfernstichen u. dgl. so wollen sie doch ja nicht glauben, daß da von Volksfesten die Rede sey, an welchen ein Studierender nur den entferntesten Antheil nehmen könnte oder möchte. Paraden, Revüen, Lustläger finden in und bei vielen Universitätsorten statt; wem ist es aber je in den Sinn gekommen, daß die Wachtparaden in Halle, Leipzig, Jena 2c., oder die Lustläger bei Wien, die dortigen Universitäten verdorben hätten? Die ersten Aerzte von Europa, ein van Swieten, de Haen, Stoll, Störk, Quarin, Frank 2c. haben in Wien viel gearbeitet, gelehrt und sehr viele gute Aerzte gebildet, ohne daß das die Wachtparaden hätten hindern können. Was macht denn nun auf einmal die Berliner Wachtparaden den Professoren und Studenten

so gefährlich? — Zur Schau gestellte Seltenheiten und Kunstwerke, wenn sie das wirklich sind, werden vielmehr wesentlich zur Bildung unserer Studierenden beitragen, anstatt ihr hinderlich zu seyn, ich würde ihnen also rathen, sie recht fleißig zu studieren. Wozu haben wir denn unsere Museen, unsere Gemälde- und Antikensammlungen u. a. Kunstwerke? Gaukler und Taschenspieler sind mir in Berlin weit weniger vorgekommen, als in mancher kleinen Universitätsstadt, wo ich wohl hier und da gesehen habe, daß selbst Lehrer in gewisser Art jenes Gewerbe treiben und durch Späße und Possen ihr Auditorium zu füllen suchen. Der Lehrer oder Lernende, den ein guter Geist treibt, wird sich indessen nirgends von Gauklern und Taschenspielern irren lassen, gegen deren große Frequenz wir übrigens hier auch Mittel finden würden. Diners, Soupers, Thees rc. giebt es aller Orten, besonders recht sehr häufig und in größter Fülle zu Wien; aber was schadet das der Universität? Daß auch dieser Zweig des Lebensgenusses in Berlin, wo unter 150000 Einwohnern Reichthum und Wohlhabenheit sehr gut vertheilt sind, mehr als in einer kleinen armen Landstadt kultivirt werde, ist sehr natürlich; aber ich frage wieder, was schadet das der Universität? Ein Lehrer, wenn er nur wirklich das ist, was er seyn soll, wird ja wohl seinen Lebensgenuß, — den man ihm doch ja nicht versagen wolle, — mit seinen Pflichten und Arbeiten in einem richtigen Verhältniß zu erhalten wissen? Daß das allerdings recht sehr gut angehe, beweisen ja alle die Männer, die ich vorhin genannt habe, nebst so manchen andern, die wir täglich in sehr ernsthaften, pünktlichen Geschäften und Arbeiten um uns sehen, sie aber dabei in Gesellschaften nicht vermis-

sen; — und daß es im Gegentheil in der kleinen ruhigen Universitätsstadt nicht immer an Lehrern fehle, die sich einem wirklich sehr zerstreuenden Lebensgenusse, selbst wirklichen Ausschweifungen hingeben, das beweisen auch Namen, deren Nennung mir übel genommen werden könnte. Ist es wahr, daß ein Gelehrter der drohenden Zeitverschwendung und der Schmäuse wegen, nicht nach Berlin zu kommen gewagt habe, so wollen wir seinen Verlust doch ja nicht bedauren. Wer so wenig Selbstständigkeit und Selbstvertrauen hat, daß er den Untergang seines Geistes und seiner Kraft in den Berliner Schmäusen in allem Ernst fürchtet, der mag, man verzeihe mir diese Vermuthung, so gar viel wohl nicht zu verlieren haben. — Möchte doch nur mancher unbeholfene Pedant, mancher rohe unter niederen Ständen aufgewachsene Student, Gelegenheit haben, sich in unseren besseren Cirkeln zu bilden! Wir wollen diese Cirkel doch ja nicht als ein Hinderniß der Universität, sondern vielmehr als ein großes Beförderungsmittel eines guten Tons auf derselben ansehen, das Berlin vor so vielen Universitätsstädten voraus hat! —

II. Den größten Anlaß zu Störungen, Zerstreuungen und zu mannichfaltigem Verderben der Lehrer und Lernenden in Berlin, finden die Schriften No. 1. und 3. in unserem Theater. Sie möchten aber doch ja erwogen haben, ob es verderblicher sey: wenn die akademischen Bürger zu Berlin, ein gutes Schauspiel in der Stadt, mit einem Zeitverlust von drei Stunden und einem Geldverlust von zwölf Groschen, besuchen; — oder wenn die zu Halle, in Passendorf, Reideburg, Lauchstädt, Merseburg, Dessau, oder Leipzig, — die zu Jena,

in Weimar, Rudolstadt oder Erfurt, die zu Göttingen, in Duderstadt oder Cassel, nach Schauspielen, die zum Theil gar nicht gut sind, trachten, und das mit sehr großem Zeit- und Geldaufwande, und unter höchst bedenklichen Anlässen zu Unordnungen und Ausschweifungen? — Ich denke, die Entscheidung kann gar nicht zweifelhaft seyn. Es ist hier der Ort nicht, die Frage zu entscheiden, an der man vormals in Halle fast ein halbes Jahrhundert entschieden hat: ob es überhaupt schädlich sey, neben einer Universität ein Theater zu dulden? Sehr begreiflich kömmt es dabei auf die Beschaffenheit des Theaters und der Universität an; ein gutes Theater und eine gute Universität, sind einander so wenig feindlich, daß sie vielmehr gar nicht getrennt werden sollten. Der Besuch guter Schauspiele, als Schulen und Uebungen der schönen Redekünste, trägt weit mehr zur Bildung eines Gelehrten und brauchbaren Geschäftsmannes bei, als der Besuch schlechter Collegien! Wir stellen ja die Schulen der Anaxagoras, Archelaus, Socrates, Platon, Demokritus, Empedokles, Archytas, u. a. als unsere Muster auf, und es ist gar nicht zu läugnen, daß so manche höhere Zwecke in der Bildung Einzelner und ganzer Städte und Nationen dort erreicht wurden, die unsere Universitäten in der kleinen ruhigen Landstadt nicht erreichen. Waren es aber nicht Schauspiele und die schönen Redekünste überhaupt, die jene Philosophen als das erste Mittel zür Bildung ihrer Zeitgenossen benutzten, und wodurch sie den Nationalgeist erweckten und nährten? Unser Nationaltheater rechne ich mit zu den großen Vortheilen, die wir einer Universität anzubieten haben. Lehrer und Lernende werden hier eine weit bessere Gele-

genheit zur Erholung, und selbst zu ihrer eigenen Vervollkommnung antreffen, als sie in kleinen Landstädten mitunter gesucht und gefunden wird. Wie oft jeder das Schauspiel besuchen könne, muß sich nach den Bedürfnissen, dem Fleiße und den Geldverhältnissen eines jeden richten; es lassen sich darüber bei uns so wenig Gesetze geben, als man an dem kleinen Universitätsorte den Studierenden vorschreiben kann, wie viel sie essen, trinken, oder die nahen Dörfer besuchen sollen. Alles Gute kann gemißbraucht werden, also auch ein gutes Theater, und es stehet in keines Menschen Macht, jeden Mißbrauch zu verhindern. Ist von schlechten Universitäten, und von schlechten Theatern die Rede, von zusammengelaufenen herumziehenden Schauspielergesellschaften, wie sie so oft in den kleinen ruhigen Universitätsstädten und in ihrer Nähe sich befinden, dann mag man allerdings wohl Recht haben, daß sie eine wahre Pest für die Sitten und den guten Ton der Studierenden sind. An so etwas ist aber in Berlin gar nicht zu gedenken!

Wenn ich behaupte, daß in unserer großen, volkreichen Residenz eine gute Universität allerdings errichtet werden könne, und daß wir derselben die wichtigsten und wesentlichsten Vortheile anzubieten haben, so will ich damit durchaus nicht sagen, daß nicht auch an einem kleinen Orte, ja daß nicht in einem einsamen Thale oder Walde, eine recht nützliche Lehranstalt möglich sey. Wem könnte es in den Sinn kommen, das zu läugnen? Wissen wir etwa nicht, daß wirklich manche kleine, vernachläßigte Universität, unter dem Druck der Armuth und unter den widrigsten Verhältnissen, wenn auch eben nicht im Ganzen, doch in einzelnen Rücksichten, zum Er-

staunen viel geleistet hat, wofern nur ein guter Geist unter den Lehrern herrschend blieb? Man sey also gegen diese niedergedrückten ehrwürdigen Anstalten der Vorfahren, wenn man ihnen auch nicht aufhelfen kann oder will, bei nothwendigen neuen Einrichtungen und Reformen, nicht ungerecht. Die Bildung nützlicher Gelehrten und Geschäftsmänner, hängt ja nicht einzig von den Verhältnissen des Ortes ab, wo die Universität wohnt. Wer von der Natur mit dem Götterfunken eines höheren Wissens und einer höheren Bildung ausgestattet ist, wer Lust und Liebe zu den Wissenschaften hat, und wer aus seiner Familie, und von der Schule, einen geordneten Character, ein befestigtes moralisches Gefühl, und einen von soliden Kenntnissen genährten Geist mitbringt, der wird aus allen Verhältnissen des Lebens sein besseres Ich davon tragen; die große, üppige Stadt wird ihn nicht verderben, und die Mängel und Unvollkommenheiten der kleinen, beschränkten, wird er durch Anstrengung und Fleiß überwinden. Wer aber jene Geschenke der Natur und einer guten früheren Erziehung nicht besitzt, aus dem kann weder eine große noch eine kleine Lehranstalt etwas machen; er würde auf einer Universität zu Berlin eben so unwissend bleiben, als auf einer in Bernau, und bringt er einen Hang zu Zerstreuungen, zur Liederlichkeit und zu Ausschweifungen aus dem elterlichen Hause, oder von der Schule mit, so wird er ihn in dieser kleinen, ruhigen Landstadt eben so gut zu befriedigen suchen, und eben so gut Gelegenheit dazu finden, als in der Residenz. Das sind keine Tugenden, die man durch Mangel an Gelegenheit zu sündigen, zu erzwingen vermeint!

Außer den angeführten, habe ich nun noch einen be-

sonderen, von unserem Zeitgeiste ausgehenden Grund, aus welchem wir herzlich wünschen müssen, die Universitäten in die Natur und in das Menschenleben zu ziehen, und sie also in solche Städte zu verlegen, wo das Menschenleben in seinen mannichfaltigsten Formen gefunden wird. Es ist dieses der unglückselige Hang unseres Zeitalters zu übersinnlichen Spekulationen, zu einem beschauligen Leben, zu einer gemächlichen Mystik, bei der wir uns aller Arbeiten, Anstrengungen und Untersuchungen, wie sie die Cultur der Wissenschaften auf dem empirischen Wege erfordert, überhoben sehen, kurz zu jenem Leben in der Idee, wie es vormals die Eremiten, die Anachoreten, die Säulenheiligen, u. d. g. Phantasten geführt haben. Männer, die sich jetzt von allen Seiten an die Spitze unserer Gelehrten drängen, und die in den Wissenschaften einen höheren Standpunkt errungen zu haben vorgeben, fordern von uns, wie wir uns auch in den ernsthaftesten Wissenschaften, der Physik, Chemie, Physiologie ꝛc. mit Kindlichkeit an den lieblichen Bildungen einer gottseligen Romantik ergetzen sollen, wie wir licht und klar in den Sternen lesen sollen, was sich hienieden in die Dunkel des Erdenstoffes birgt, wie wir in dem Gebiete des Wissens, mit Sehnsucht, Andacht und Gefühl, nach dem Kranz des Glaubens zu ringen haben, und sie suchen uns in allem Ernst zu überreden, wie lebendig gefühlter Glaube, so gut als Erkenntniß sey, und der Zweifelsucht so wenig als diese Raum geben dürfe. Auf diesen Wegen sind wir denn in den Wissenschaften auf Ansichten gerathen, die bis hieher der nüchterne, gesunde Menschenverstand, als astrologischen, kabbalistischen, magischen Unsinn der Vorfahren ansahe.

Aber soll dahin die ächte Contemplation führen, die der Verf. von No. 3. die eigentliche Schule des Lebens nennt? Gewiß nicht! Damit sie also nicht auf solche Abwege führen möge, so preise man sie doch lieber gar nicht an, und die Universität suche fähige junge Leute, die mit einer lebhaften Phantasie, Hang zum Leben in einer idealen Region, d. h. zum beschaulichen, selbstgenügsamen Nichtsthun, verbinden, aus ihrer mystischen, poetischen Welt in die wirkliche, prosaische herabzuziehen, in der sie nun doch einmal leben und handeln müssen. Lasse sich doch ja niemand überreden, unsere mystische Poesie, mit der man jetzt die Wissenschaften verunstaltet, sey ein Beweis von Energie und Kraft unseres Geistes, von einer wahren Bereicherung unseres Wissens, oder von einem tieferen Eindringen in dasselbe. Weit gefehlt! Ein Beweis unserer Ueberspannung, unserer Schlaffheit, unserer Arbeitsscheue, unserer Unwissenheit ist sie. Denn ist es nicht weit leichter: kindlich, gemüthlich und andächtig über die Gestirne zu faseln, Poesien darüber hinzuwerfen, und ihnen einen Einfluß auf die Verhältnisse der Menschen anzudichten, — als ihre Bahnen zu beobachten und zu berechnen; — nicht weit leichter: eine Kosmogenie, eine Physik, eine Chemie, aus der Phantasie zu schaffen, die Stoffe in der Natur in liebliche Bildungen einer gottseligen Romantik zusammentreten zu lassen, und den Gott der in der Schwere ist, anzubeten, — als in den Gebirgen und in dem Laboratorium unbefangene Untersuchungen anzustellen; — nicht weit leichter: in Grillenspielen und mystischen Formeln, die Lehre von den Nerven, von den Sinnorganen, von der Zeugung rc. darzustellen, — als sie auf dem Wege der unbefangenen For=

schung, in Hallers und Sömmerrings Geiste, zu ergründen; — nicht weit leichter: den Arzneimitteln ihre Wirkungen a priori anzudichten, — als sie am Krankenbette auf dem Wege der Beobachtung und Erfahrung kennen zu lernen? — Ich denke, jener Hang zu mystischer Poesie, der eine Pest des wahren Wissens ist, und der jeden zum Geschäftsmann in der wirklichen Welt durchaus unbrauchbar macht, werde in einer Universität zu Berlin keine Nahrung finden, wo jeder spekulirende Träumer, wenn er nicht schon zu sehr in einer fixen Idee lebt, unfehlbar in das wahre Menschenleben zurückgeführt werden müßte! — *).

*) Ich habe über diesen Gegenstand, besonders in Beziehung auf Medicin, in der dritten Ausgabe meiner Schrift: Die Heilkunst auf ihren Wegen zur Gewissheit etc. Erfurt, 1808. 8. ausführlicher gesprochen. Ich kann nicht umhin, hier noch ein denkwürdiges Zeichen unserer Zeit bemerklich zu machen, nach welchem man offenbar darauf ausgehet, uns den erworbenen Vorrath von Kenntnissen und richtigen Ansichten der Natur zu entreissen, und Schwärmerei und Aberglauben an seine Stelle zu setzen, deren Verdrängung sich die vernünftige Welt kaum erfreuet hatte. In Bonaventura's mystischen Nächten, von J. A. Feßler, Berlin, 1807. 8. wird uns ein ganz in der Idee lebender, der Contemplation völlig ergebener Mensch, als das Muster eines höchst vollkommenen Menschen, geschildert. Dieser Vollkommene, der die seltsamsten Dinge träumt und thut, die sich übrigens in dem schönen Gedicht gut genug ausnehmen, befand sich einst in der Kirche des wunderthätigen Heiligen, Antonius von Padua, und erzählt uns davon unter anderen folgendes:

„So näherte ich mich endlich, in der ihm gewidmeten Capelle, seinem Grabe. Die Gebeine des Heiligen ruhen in einem marmornen Sarge, dessen Deckel den Altartisch ausmacht. Er steht, von allen Seiten frei, durch fünf Stufen von Erz erhöhet und von sechs und dreißig Lampen beleuchtet. An der hintern Seite des Altars sind in dem Steine mehrere Ritzen sichtbar, durch welche die ehrwürdigen

III. Ferner sollen, nach der Meinung der Gegner, die weiten Entfernungen in Berlin, der Errichtung einer Universität sehr im Wege stehen. Man hat an die weitesten Gegenden, an die fast halbe Meilen langen Durchmesser der Stadt erinnert, die die Studierenden hindern müßten, zu rechter Zeit aus einem Collegium in das andere zu kommen. Wie abgeschmackt! So viel Klugheit wird man ja doch wohl bei der Stiftung unserer

---

Reliquien schon seit mehrern Jahrhunderten einen lieblichen Wohlgeruch ausdufte n. Beschuldigen Sie mich nicht der Leichtgläubigkeit bei dieser Nachricht, denn ich überzeugte mich von der Wahrheit der Sache durch wiederholte Wahrnehmungen meines Sinnes; auch nicht des Aberglaubens, indem ich diese Erscheinung als etwas Uebernatürliches für mich betrachte; denn alles Natürliche an sich, dessen Möglichkeit wir nicht begreifen, und dessen Ursache wir nicht ergründen können, wird eben dadurch für uns ein Uebernatürliches. Ein Engländer, der zu gleicher Zeit mit mir vor dem Grabe stand, und den, der Florentiner Lilienwurzel ähnlichen, Geruch einathmete, betheuerte mir, er wüßte, daß die Mönche jeden Morgen vor Eröffnung der Capelle, die Ritzen des Steines mit wohlriechenden Salben bestrichen; aber er verschonte mich mit seiner Weisheit, als ich ihn fragte, ob er für das Unerklärbare keinen bessern Schlüssel, als den erbärmlich abgenutzten, Betrug und Täuschung, kennte? Was wir System oder Ordnung der Natur und Gleichförmigkeit in ihren Wirkungen nennen, so dacht' ich, ist nichts weiter, als das Kunstgebilde unseres Verstandes; in der Natur selbst ist nichts Ordentliches, nichts Außerordentliches, sondern überall nur Unbegränztes und Unendliches. Wenn es demnach dem ewig fortwirkenden Weltgeiste möglich war, die Unendlichkeit seiner Ideen, im Kleinen, wie im Großen, in dem süßen Dufte der Blumen, wie im unvergänglichen Lichte der Gestirne, mit gleicher Kraft, Fülle und Mannigfaltigkeit außer sich darzustellen; was hätte ihn hindern können, sein Leben und sein Wirken auch an der Hülle eines Heiligen durch einen bleibenden Wohlgeruch zu versinnlichen? Das Eine ist so wunderbar, wie das Andere, und alles, was die Physik über jenes zu sagen weiß, ist doch nur eine scheinbare Erklä-

Universität voraussetzen können, daß ihr ein bestimmter Sitz in der Stadt angewiesen werde, und die Lehrer werden ja wohl auch von selbst so klug seyn, sich aus dem Bezirk desselben nicht zu weit zu entfernen. Mit unserer medicinischen Universität, haben wir es wenigstens bisher so gehalten.

IV. Mangel an Studentenfreiheit in Berlin soll machen, — daß aus den dort Studierenden nichts

---

rung dessen, was die Dinge scheinen, nicht was sie sind. Freilich wird der Rosenstock immer nur Rosen bringen, und diese werden nie wie Nelken riechen; doch würde ich verzweifeln, sollte ich die Unmöglichkeit des Gegentheils beweisen müssen, und sähe ich einmal auf einem Rosenstocke Nelken, oder Rosen, die wie diese röchen, so würde ich, bei völliger Richtigkeit der Sache, lieber die, von Menschen geschaffene, Kette von Arten, Gattungen, Geschlechtern und Klassen, um einen Ring erweitern, als auf Betrug, Kunst, oder Naturspiel rathen." — Daß man bei einer solchen Ansicht der Natur, auch Wunder am Grabe des Heiligen sehen konnte, darf nicht befremden. „Einen siechen Spanier, sagt Bonaventura, der von seinen Wärtern auf den Händen war hineingetragen worden, sah' ich plötzlich gesund und stark die heilige Stätte verlassen, und ein vom Schlagflusse an der Zunge gelähmter Piemonteser hatte kaum eine Viertelstunde vor dem Grabe gelegen, als er die Sprache wieder erhielt ꝛc." —

Betrachtete man solche Dinge als das, was sie sind, als Gedichte, so wäre dagegen so wenig einzuwenden, als gegen die Gesänge Homers; aber wir sehen sie in unseren sogenannten naturphilosophischen Schriften mit allem Ernst in die Sphäre der Wissenschaften übergehen, und hier bequemen Glauben an die Stelle eines mühsam zu erwerbenden Wissens treten. Da soll sich der Naturforscher, wenn ihm etwa einmal ein wohlriechendes Cadaver aufstoßen sollte, nicht nach einem natürlichen Grunde eines solchen Wohlgeruches umsehen, sondern sich in Andacht und Glauben damit beruhigen, daß es ja dem Weltgeiste möglich sey, die Knochen eines vermoderten Körpers so wohlriechend zu machen, als die Rose oder Nelke! Lebendig gefühlter Glaube, gilt ja für Erkenntniß, und was kann ein Phantast nicht

rechtes werden könne. Der Verf. von No. 1. schildert die gepriesene akademische Freiheit als den schönsten Moment des Lebens, der nicht wieder kömmt, als einen Traum, der nur einmal geträumt wird, und der dem, der sich in den Schranken der Ordnung hält, einen Genuß verschafft, dessen er nachher in diesem Grade nie wieder froh wird. „Warum wollten wir, heißt es, unseren Jünglingen diesen kurzen Wahn des Freiseyns nehmen; und was werden wir ihnen dafür wieder geben? Die Freiheit,

---

alles lebendig glauben! Wir können also immer von uns werfen, was wir bis jetzt Naturwissenschaft, Physik, Chemie genannt haben, und worauf auch unsere Seher mit Verachtung blicken; denn bei jeder Erscheinung in der Natur, werden ihre Ursachen, die Stoffe und Bestandtheile der Körper, nicht mehr erforscht und erkannt, — sondern sie werden lebendig geglaubt, und man ergießt sich darüber in mystischen, poetischen Phrasen! —

Bonaventura will sich in Rom mit den Gestirnen beschäftigen: — „aber nicht in dem Collegio romano, wo man die hehren, in zahllosen Lichtwelten ausströmenden Ideen der Gottheit verkörperte, nur ihren Lauf zu berechnen und das Verhältniß ihrer Dichtigkeit zur Masse auszumitteln verstand, suchte er Befriedigung. Der fromme Cartheuser, Ugolino Gaddi, der im sichtbaren Universo überall nichts anderes, als ein allgemeines und ewiges Gebähren lebendiger Ideen sah und verehrte, war ihm der Weise, mit welchem er dem All und Einem Hymnen der Anbetung und Liebe zur Musik der Sphären, in andächtiger Begeisterung singen wollte." Es stehet zu hoffen, daß jeder, der auf der Universität zu Berlin die Sterne kennen lernen wollte, weit eher auf die Sternwarte gehen werde, — als etwa zu einem Monddoktor, der ihn mit mystischer Astrologie unterhielte. Denn wenn er in einer Wüste, oder auf dem Ocean, wirklich einmal etwas mit den Gestirnen im Ernst zu thun bekäme, so würden ihm die an sie gerichteten Hymnen, und alle Anbetung und Liebe, doch nicht recht viel helfen, sondern es würde ihm besser seyn, wenn er nur ihren Lauf und ihre Bahnen zu berechnen gelernt hätte. —

die ihnen allerdings auch in einer Stadt, wie Berlin, bleibt, ist nicht die, und kann nicht die werden, die sie in der Sphäre einer kleinen Provinzialstadt genießen.“ Noch lebhafter werden uns in No. 3. die großen Vortheile der akademischen Freiheit und Unabhängigkeit, der daraus hervorgehenden Duelle, und des eigenthümlichen Gerichtsstandes, angepriesen; ritterlicher Sinn, Ehrgefühl und Tapferkeit, werden dadurch unter den Studierenden genährt. In Berlin aber, wo sich die Universität unter die Stadtpolizei fügen müßte, wo der Student dem Bürger gleichgestellt werde, wo die höheren Stände von allen Seiten auf ihn drücken, da gehe seine ganze Characterbildung verloren, und er werde abhängig, schmiegsam, kriechend und niederträchtig!

Das alles wäre denn freilich sehr schlimm! Aber man sehe die Sache doch genauer an. An kleinen Universitätsorten, wo es sonst nichts als Studenten und Philister gab, und wo sich die ersteren über die letzteren die seltsamsten, unsinnigsten Vorrechte anmaaßten, hatten die Studenten im Ganzen, denn Ausnahmen giebt es überall, keinen ächt ritterlichen Sinn, keine wahre Tapferkeit, sondern den gemeinsten Raufsinn, der bekanntlich oft in die niedrigsten Balgereien ausbrach; kein ächtes Ehrgefühl, keinen ächten auf wahren Werth gegründeten Stolz, sondern einen lächerlichen, kindischen Hochmuth, der sich in einem ungeschliffenen Betragen, und in einer oft wunderlichen Kleidung zeigte; keinen freimüthigen Ton, wie der Jüngling von Character und Würde ihn hat, sondern den frechen, widrigen Burschenton, der gewöhnlich allein schon hinreichte, die Studenten sich selbst zu überlassen, und sie von gebildeten Cirkeln auszuschließen. Wie man-

cher Bessere ist bei dieser akademischen Freiheit für die Welt ganz verdorben, wie mancher hat sich mit Mühe von diesen rohen Sitten losmachen müssen, um in bürgerlichen Wirkungskreisen fortzukommen, die gegen seine bisherigen einzigen Umgebungen von Studenten, Aufwärterinnen, Schenkwirthen, Pferdeverleihern, u. dgl. für ihn eine ganz neue Welt waren, in der er auf allen Seiten anstieß und zurückgestoßen wurde. Diese allgemein anerkannten Nachtheile einer vormaligen gepriesenen akademischen Freiheit, die unserem besseren Zeitgeiste längst höchst widrig geworden ist, wiegen gewiß die angeblichen Vortheile derselben weit auf. Eine ächte akademische Freiheit, die sich in den Schranken der Ordnung hält, — warum soll die in Berlin nicht möglich seyn? Das begreife ich nicht! Unter die allgemeine Stadtpolizei, werden sich die akademischen Bürger billigerweise wohl überall fügen müssen, in Berlin nicht weniger und nicht mehr, als in der kleinen, ruhigen Landstadt. Oder will man etwa das als eine süße akademische Freiheit vertheidigen, daß die Studenten öffentlichen nächtlichen Unfug treiben, auf den Straßen singen und schreien, Saufgelage halten, Fenster einwerfen, mit brennenden Tabakspfeifen in der Stadt und auf Spaziergängen herumlaufen ꝛc.? Wirklich war einst auf einer berühmten Universität viel Geschrei über Beschränkung akademischer Freiheit, und viel Tumult, weil das landesherrliche Militair, den Gesetzen gemäß, die brennenden Tabakspfeifen wegnahm. Ueber solche Armseligkeiten sollten wir doch hinaus seyn! Einen eigenen Gerichtsstand, wenn man ja in dem Wahn eines besonderen Werthes desselben noch stehet, könnte ja auch die Universität in Berlin haben; doch

müßte er sich blos auf Disciplin erstrecken, und etwa den Wirkungskreis eines liberalen Familienoberhauptes oder Friedensrichters haben; eigentliche Prozesse soll kein Student führen, und begehet er Civil- oder wohl gar Criminalverbrechen, so tritt er selbst in die Verhältnisse eines jeden anderen Bürgers, und muß nach den Landesgesetzen gerichtet und gestraft werden. Dazu bedarf es keiner besonderen Universitätsgerichte, zur Aufrechthaltung akademischer Freiheit! — Von höheren Ständen wird in Berlin der Student nicht mehr, sondern ungleich weniger gedrückt werden, als in Leipzig und ähnlichen Orten von den vornehmen reichen Einwohnern, oder auf so manchen anderen Universitäten von Wirthen, Aufwärterinnen, Juden, u. dgl. denen er schuldig, oder von welchen er sonst abhängig ist. — Endlich habe ich auch wohl sagen hören, ein Professor, oder ein ganzer akademischer Senat, könne in Berlin gegen die einheimischen Studierenden, gegen die Söhne aus vornehmen, reichen Häusern, nicht so freimüthig, rücksichtslos und unpartheiisch verfahren, als in der kleinen Stadt, wo z. B. der Sohn des Ministers, nichts weiter als Student ist. Aber — die wenigen Studierenden aus vornehmen Häusern, machen ja die Berliner Universität nicht aus, und kommen Fälle vor, wo man von Seiten der Lehrer gegen Studierende handeln muß, so werden jene, wenn sie schwach und characterlos genug sind, um sich von persönlichen Rücksichten gegen Pflicht und Recht leiten zu lassen, solche eben so gut außer Berlin, als in Berlin finden.

Meine Ueberzeugung von der akademischen Freiheit ist folgende: Jeder junge, von der Natur und von dem Glück nicht gar zu sehr vernachläßigte Mensch, hat einen

poetischen Moment in seinem Leben, wo ihm alles in einem rosenfarbenen Lichte erscheint, und wo er sich über alle Verhältnisse in der Welt erhaben wähnt. Von der Art, wie dieser Moment durchlebt wird, hängt gar vieles für die folgenden Lebensperioden ab. Auf den Universitäten artete er nur zu oft und zu sehr in das vorhin geschilderte rohe und gemeine Studentenwesen aus, aber es giebt Schranken der Ordnung, in welchen jener Moment in seiner ganzen Fülle genossen werden kann, und wo er ein Keim schöner Früchte des männlichen Alters wird. Zu diesem Genusse gehört allerdings anständige Freiheit und Unabhängigkeit von jedem kleinlichen, ängstlichen Zwange. Diese Freiheit und Unabhängigkeit können wir in Berlin so vollkommen gewähren, als es nur irgend eine kleine Universitätsstadt vermag; man kann hier den Morgentraum der Jugend so angenehm verträumen, daß dabei gar nichts zu wünschen übrig bleibt. Von tausend Jünglingen in Berlin, mögen etwa zehen als Studenten kleine Universitätsstädte besuchen; es wäre doch sehr hart, und gegen alle Menschenkenntniß, zu behaupten, daß die übrigen 990 den schönsten Moment ihren Lebens verlören, und abhängig, schmiegsam, kriechend, wohl gar niederträchtig würden! Und kommen etwa von den Universitäten, wo man die vollkommenste Studentenfreiheit hat, keine kriechenden, niederträchtigen Menschen? Es thut mir recht sehr leid, sagen zu müssen, daß die große Kunst im menschlichen Leben, sich zu schmiegen und zu kriechen, in ihrer größten Vollkommenheit und Allgemeinheit, gerade in dem Stande der Gelehrten cultivirt und angetroffen werde! Wer sein besseres Ich aus den Gefahren, Klippen und Stürmen des gemeinen freien Studenten=

lebens rettet, der wird es bei weitem leichter und sicherer retten aus den Verhältnissen, die eine gut eingerichtete Universität zu Berlin ihm darbieten wird. —

V. Den allergrößten Stein des Anstoßes einer Universität in Berlin, findet man — in unserer Sittenlosigkeit und in unserem großen moralischen Verderben. Nach dem Verf. von No. 1. sind wir die größten Sünder in der Welt, und es ist, bei solchen Gesinnungen, sehr gut, daß es nicht von ihm abhängt, Feuer und Schwefel auf uns regnen zu lassen, oder der Hölle zu gebieten, daß sie sich unter unseren Füßen aufthue. Er versichert uns mit aller christlichen Sanftmuth: „es sey nicht zu läugnen, daß unter den Städten Deutschlands, Berlin in den Künsten der Verführung und in Lockungen zu lasterhaften Ausschweifungen aller Art, den traurigen Primat behauptet," — und meint, den Beweis dieser empörenden Injurie, die er im Angesichte von 150000 dem allergrößten Theile nach höchst rechtlicher Menschen, zu sagen sich erdreistet, werde man ihm erlassen. — „Wenn, nach No. 2, achthundert bis tausend junge Leute in der Kraft ihrer Jugend, in einem Alter, welches zu Erhöhung heftiger Leidenschaften so geneigt ist, und ihre Befriedigung mit Ungestüm fordert, hieher und an einen Ort kommen, wo alle diese Leidenschaften aufgeregt werden, — werden wahre Moralität, häusliche Zufriedenheit, Familienglück, nicht noch mehr als bisher geschehen, darunter leiden?" — No. 3. schildert uns von keiner besseren moralischen Seite; der Verf. fürchtet ganz besonders die überall in den Straßen geöffneten Häuser der Wollust, die die Lebenskraft im Keime vergiften, und meint, jeder Vater müsse zittern, wenn er auf drei Jahre

seinen Sohn nach Berlin senden sollte. Er erinnert auch an den Ausspruch **Friedrichs** II: „die Berliner Zucht taugt nichts.“ — *) — Sollten wir es mit der Hallischen, Jenaischen, Erfurter ꝛc. Zucht nicht aufnehmen können? Ich dächte! —

Daß es in unserer großen Menschenmasse, wo so viel Licht ist, nothwendig auch Schatten geben müsse, liegt in der Natur der Sache; man darf darüber nicht viele Worte verlieren. Mit eben der Offenheit aber, mit welcher uns in jenen Schriften unsere Sittenverderbniß vorgeworfen wird, erkläre ich hiermit: daß bei allen unseren Schwachheiten und Gebrechen, dennoch Berlin im Ganzen an Rechtlichkeit, an warmer Anhänglichkeit an alles Edle und Gute, an ächtem moralischen und religiösen Sinn, und an geprüfter Bürgertugend, gewiß keiner Stadt in der Welt nachstehet, wohl aber so manche größere und kleinere weit übertrifft. Anstatt aller Beweise, die sich hier jedem Unbefangenen aufdringen, will ich nur daran erinnern: daß eine Stadt unmöglich in ein tiefes moralisches Verderben gesunken seyn kann, die sich unter Schicksalen, wie sie uns zwei Jahre lang trafen, so aufrecht erhalten hat, als Berlin! — Was ist es denn eigentlich, das unsere Sitten der Universität so gefährlich machen soll?

Betrug, der von allen Seiten die Studierenden belauert? — Glaubt man denn, in der kleinen ruhigen Universitätsstadt wohnten Engel? Auch da werden ihnen

---

*) Von den deutschen Gelehrten, von der gesammten deutschen Litteratur, und von so manchen anderen deutschen Dingen, behauptete der große Mann auch, daß sie nichts taugten. Es wird wohl keinem einfallen, sich auf die Wahrheit dieser Behauptungen zu berufen?

gar mancherlei Netze gestellt, und ich wüßte nicht, daß man hier verderblichere fände.

Saufen? — Daran hat es in den kleinen ruhigen Universitätsstädten von je her am allerwenigsten gefehlt, und ich wüßte nicht, was bei uns größeren Anlaß dazu geben sollte?

Spielen? — Wo ist die Universität, auf der sich nicht so manche durch das Spiel ruinirt hätten, und noch ruinirten? Es gehört ja zu der leidigen akademischen Freiheit, daß unter den Studierenden die Gesetze gegen Hazardspiele, gewöhnlich nicht in Ausübung gebracht, oder doch leicht umgangen werden. Stehen nicht, mit allerhöchster Bewilligung, auf Redouten, Vogelschießen, u. d. g. Lustbarkeiten, in der Nähe so mancher Universitätsorte, die grünen Tische gedeckt, hinter welchen man die Krallen ganz eigentlich nach dem Gelde unerfahrner Studenten ausstreckt? In Berlin findet sich von dem allem nichts, und wir würden unsere Universität auf alle Weise dagegen zu bewahren wissen.

Die Häuser der Wollust? — Ja das ist eine andere Sache! Welche um die Schaam und Unschuld eines Jünglings besorgte Familie wird nicht erschrecken, wenn sie von den 6000 und 10000 Freudenmädchen zu Berlin hört, und sich etwa erzählen läßt, wie es in öffentlichen Häusern zugehen soll. Zehnfach wird sie erschrecken, wenn sich daran nun noch Erzählungen von bösen Krankheiten schließen, die bei uns noch häufiger seyn sollen, als im Frühjahre der Schnupfen. Indessen ist die Gefahr lange so groß nicht, als sie scheint, und als man sie uns in den besorglichsten, übertriebensten Ausdrücken schildert. Ich will meine Erfahrung sprechen

lassen; denn ist irgend ein Gegenstand, über den ich mir ein entscheidendes Urtheil anmaaßen darf, so ist es dieser.

Ueberall in der Welt wird der Mensch zur Befriedigung seines Geschlechtstriebes, von der Natur selbst aufgefordert, und es liegt in ihren unwandelbaren Gesetzen, daß er sie sucht. Man glaube ja nicht, daß das in den kleinen ruhigen Universitätsstädten anders, und daß daselbst die reinste Keuschheit zu Hause sey. Nichts weniger als das! Aufwärterinnen, liederliche Bürgerfamilien, die in Universitätsorten weit mehr als anderswo zu Hause sind, feile Dirnen, die sonst nirgends mehr gelten, und nun auf der Universität und den naheliegenden Dörfern ihre Netze ausstellen, und den unerfahrnen Jünglingen den verdächtigen Rest ihrer Reize anbieten: — die sind es, an welchen die Unschuld und das ganze künftige Lebensglück so vieler scheitert. Je mehr sich an dem kleinen Orte die Ausschweifungen dem Auge der Menschen und der Aufsicht der Polizei entziehen müssen, je strenger sie verboten sind, je verborgener sie nur getrieben werden können, — desto mehr werden sie gesucht, und desto verderblicher sind ihre Folgen. Das ist unläugbare Thatsache, von der man sich leicht genug in jeder kleinen, ruhigen Universitätsstadt überzeugen kann. In Berlin verliert die ganze Sache schon dadurch sehr viel von ihrem Interesse, weil sie alltäglich, und eben darum jedem Jünglinge von richtigem Gefühl und guter Erziehung widrig wird. Und nun das alleräußerste angenommen: kein Kenner der Welt und der Menschen wird sich die überspannte Hoffnung machen, oder wohl gar fordern, daß tausend unschuldige, auf die Universität geschickte

Jüng=

Jünglinge, eben so unschuldig und mit jeder Befriedigung des Geschlechtstriebes unbekannt, von da zurückkommen sollen. Hätte ich nun einen Sohn, den ich dem Ocean des Lebens preis geben müßte, und den Temperament oder äußere Anlässe jenes Kleinod nicht rein bewahren ließen — (denn ist auch der Weiseste, in jeder Stunde seines Lebens, Herr seiner Gefühle und Leidenschaften?) —, was würde ich unter zwei Uebeln wünschen? Daß er in Berlin ein wenigstens im äußeren anständiges Haus, ohne große Gefahr für die Gegenwart und Zukunft, besuchte, — oder daß er sich in der kleinen ruhigen Universitätsstadt mit einer gemeinen Dirne einließe, und sich in die Winkel des tiefsten physischen und moralischen Verderbens verirrte, wie sie da in Vorstädten und Dörfern angetroffen werden? Das erste mag freilich ein Uebel seyn, aber es ist ohne allen Widerspruch das bei weitem kleinere. Socrates und Perikles sind ja für alle Zeiten Muster wahrhaft großer Männer geblieben, — aber bei einer Aspasia, die mit einer Gesellschaft schöner Mädchen nach Athen gekommen war, ließen sie es sich doch recht wohl gefallen. Befördern, begünstigen, soll man auf keiner Universität die Befriedigung des Geschlechtstriebes, aber verlangen soll man auch nicht, daß er sich ganz und gar nicht äußere. Ein Vater, der vor unseren Häusern der Wollust zittert, wenn er seinen Sohn hieher schicken soll, — der mußte noch viel mehr vor Bahrds Weinberge bei Halle, schlüpfrigen Andenkens, und vor ähnlichen noch viel schlechteren Häusern zittern, die sich an den kleinen Universitätsorten finden. Ein guter Genius der Natur und der Erziehung, muß unsere Tugend schützen, nicht Mangel an Gelegenheit zu sündi-

gen, den man durch keine Sittenpredigten, durch kein Gesetz, in keiner kleinen und in keiner großen Stadt, erzwingen kann. Ueberdem kommen ja recht sehr viele Jünglinge, schon verdorben aus dem elterlichen Hause, oder von der Schule; — da soll nun die Universität, der Ort der gepriesenen akademischen Freiheit, ihnen jede Gelegenheit zu Fehltritten abschneiden! Wer so etwas im Ernst verlangt, der kennt die Welt nicht!

Böse Krankheiten giebt es allerdings viel und mancherlei in Berlin, aber das kann man mir aufs Wort glauben, — nach Verhältniß bei weitem nicht so allgemein, so im Finstern schleichend und verheerend, als auf mancher kleinen Universität, namentlich der Hallischen und Jenaischen. Ich könnte das durch Thatsachen beweisen *). Wenn sich, was vielleicht häufiger als bei sehr vielen Aerzten geschiehet, einheimische und auswärtige Kranke wegen der Folgen venerischer Uebel an mich wenden, wo haben sie in den allermeisten Fällen, vor zehen, zwanzig Jahren den Grund dazu gelegt? In der kleinen ruhigen Universitätsstadt! Ich werde also nie zugeben, daß unser Berlin, der bösen Krankheiten wegen, die man jetzt allenfalls auf jedem Dorfe haben kann, einer Universität besonders nachtheilig sey. Gerade das Gegentheil ist wahr!

---

*) Ich will mit einer solchen Behauptung, die man hier oder da nicht gut aufnehmen möchte, so wahr sie auch ist, nicht allein dastehen. In der oben S. 5. in der Note angeführten Schrift, sagt der erfahrne Verfasser: „die Aerzte versichern, daß in Halle stets drei Viertheile der Studenten mit schändlicher Krankheit angesteckt sind." — So arg ist es in Berlin bei weitem nicht! —

Weil nun einmal hier von den Sitten die Rede ist, so will ich an ein großes Capitel erinnern, das man doch ja, auf alten und neuen Universitäten, nicht übersehen wolle! Zunächst und am allerkräftigsten, wirkt auf das gute Betragen der Studenten, auf ihren Ton, auf ihre Characterbildung und Moralität —: das Beispiel der Lehrer. Wie der Meister, so der Jünger! Wo der unregelmäßige, unsittliche Lebenswandel der Professoren und ihrer Familien stadtkundig ist; wo ihre schlaffe Moral und ihre Ausschweifungen, leichtsinnige Jünglinge zur Nachahmung reizen; wo sie Factionen gegen Factionen bilden und sich an ihre Spitze stellen; wo sie untereinander in persönlicher und litterarischer Feindschaft leben, die auf diese oder jene Art in grellen Ausbrüchen laut wird; wo der Student auf verdächtigen Wegen mit dem Professor zusammentrifft, oder die Polizei da auf ihn stößt, wo sie nur ausschweifende Menschen sucht; wo sich der Professor Maitressen hält, oder wo man sehr früh kommen muß, um ihn nüchtern zu finden; wo er sich wohl gar in entehrende Untersuchungen verwickelt siehet; — da verlange man doch ja nicht, unter den Studierenden einen guten Geist der Sittlichkeit zu erhalten! Berlin mit aller seiner Immoralität, würde den Studierenden lange nicht so gefährlich werden, als jene Beispiele, die ich alle mit Thatsachen belegen könnte, wenn man nicht zu gewohnt wäre, so etwas übel aufzunehmen. Die Immoralität, die einst in Halle von einem Bahrd und Consorten ausgieng, werden alle Häuser der Wollust in Berlin nicht bewirken. Jener empörende Tumult auf einer unserer ersten, gesittetesten Universitäten, in Göttingen, der so vieles Unglück brachte, und durch die

strengsten militärischen Maasregeln gestillt werden mußte, woher entstand er? Aus dem unregelmäßigen Benehmen und den Streitigkeiten zweier medicinischer Lehrer und Aerzte, die übrigens beide sehr achtungswerthe Männer waren! So wird man nur zu oft die Quelle der moralischen Gebrechen auf den Universitäten, — nicht in der Unsittlichkeit der Stadt, — sondern in dem Benehmen der akademischen Senate und Lehrer finden, wenn man nur Freimüthigkeit und Muth genug hat, sie zu erforschen und die Wahrheit zu gestehen.

VI. Wenn denn unsere Sittenlosigkeit die Universität von Berlin nicht verscheuchen kann, so kann es vielleicht unsere Oberflächigkeit, unsere Flachheit, unsere Seichtigkeit, unsere Arbeitsscheue, die uns der Verf. von No. 3. auf den Kopf schuld giebt; doch meint er, es könne uns in jenen Hinsichten, durch die Universität aufgeholfen werden: „Es ist nicht zu läugnen, sagt er, daß durch das Daseyn wirklich gelehrter Männer, als die Professoren einer Universität, namentlich die Hallischen — (wir verstehen!) —, sind, eine große Masse von Gelehrsamkeit nach Berlin gebracht, und ein gründlicherer litterarischer Ton dort einheimisch werden, — daß die wahren Gelehrten, die Berlin schon besitzt, dadurch zu größerm Ansehen gelangen werden." — Was meinem Freunde, der Berlin sonst genau genug kennt, zu dieser allgemeinen Aeußerung Anlaß gegeben haben mag, will ich hier nicht untersuchen; in Beziehung auf manche Zweige der Gelehrsamkeit, mag er wohl Recht haben. Aber folgendes muß ich gegen ihn erinnern: daß in Berlin immer viele gründliche Gelehrte gewesen sind, und noch sind, die erstaunend viel gearbeitet haben, ist oben,

wenigstens in Rücksicht der Natur- und Arzneiwissenschaft, bewiesen. Seit beinahe hundert Jahren haben es die Könige von Preußen und ihre höchsten Staatsbehörden sehr gut gefunden, in unseren Medicinalanstalten der Seichtigkeit der Universitäten einen Damm entgegenzustellen. Wie wenig würden wir den Erwartungen und Forderungen des Staats entsprochen haben, wenn man unserer gelehrten Noth, nun erst mit der Zufuhr einer Masse von Gelehrsamkeit aus Halle, zu Hülfe kommen müßte! Nein, so arm fühlen wir uns noch lange nicht, dürfen wir uns auch nach dem, was unpartheiische Kenner von uns wissen, nicht fühlen, daß wir uns nach einem gründlicheren litterarischen Tone und nach größerem Ansehen, erst auf einer auswärtigen Universität umsehen müßten, so sehr wir auch die wirklich ausgezeichneten Männer einer jeden schätzen. Ich denke, unsere Masse von Gelehrsamkeit, wird jeder auswärtigen, um das allergeringste davon zu sagen, wohl die Wage halten, und getrost jeder arroganten Anmaaßung entgegengestellt werden können.

Daß es an einem großen, gebildeten Orte, wie Berlin, sehr viel Dilettantenwissen geben müsse, versteht sich von selbst; die vielen Halbgelehrten, die jetzt die Universitäten liefern, tragen nicht wenig zur Vermehrung desselben bei; denn man wähne doch ja nicht etwa, daß wahre, gründliche Gelehrsamkeit dort ein Allgemeingut sey. Die ist überall nur ein Eigenthum Einzelner! Der Mehrzahl mag immer Dilettantenwissen genügen; — denn an dem Tage verlasse ich Berlin, an welchem nur zwei Drittheile seiner Einwohner anfangen, gründliche

Gelehrte zu seyn. Nur ein Gott, oder eine Auster würde es unter ihnen aushalten! —

VII. Berlin soll, zu einer Universität, ein viel zu theurer Ort seyn; wer kaum 100 Thaler jährlich zu verzehren hat, sagt No. 2, werde damit nicht auskommen, sondern er werde 400 — 500 Thaler haben, und auch dabei noch ein guter Wirth seyn müssen. — Das verstehet sich, in Berlin, wie überall. Mit 100 Thalern, ohne alle weitere Unterstützung, kann keiner, auf keiner Universität studieren; jeder Domestik kostet ja mehr! Wohnung, Holz, Nahrungsmittel, Kleidung ꝛc. nach den Bedürfnissen eines Studenten berechnet, kosten in Berlin nicht mehr, zum Theil bedeutend weniger, als in Halle, Göttingen ꝛc. wie sich leicht durch Berechnungen darthun ließe. Unterstützungen, Freitische, Stipendien werden sich in Berlin schon finden, — gewiß zweckmäßiger als an manchem anderen Orte. Rechnet ein Armer auf Nebenverdienste, so bietet gewiß keine Stadt so viele Gelegenheit dazu dar, als die unsrige.

VIII. In Berlin hat der Student gar zu viele Aufforderungen und Gelegenheiten zum Luxus und zur Verschwendung. Nicht mehrere, in mancher Hinsicht wenigere, als an anderen Universitätsorten! Wer sonst Neigung hat, viel Geld durchzubringen, kann es an jedem Orte; die Summen sind nicht klein, die die Hallenser in Lauchstädt und Leipzig, die Jenenser in Weimar, Erfurt und Rudolstadt, die Göttinger in Cassel ꝛc. aufgehen lassen. Man kann, wenn man will, in Berlin so eingezogen und sparsam leben, als an irgend einem Orte in der Welt. Ich sehe hunderte von jungen Leuten um mich, die sich weit von aller Verschwendung zu halten wissen.

IX. „Es könnte wohl, — heißt es in No. 3. der Aufenthalt eines einfach erzogenen Jünglings in einer großen Stadt, der Anblick der Paläste, Straßen und Plätze, des Glanzes und der Pracht, die in der Nähe des Throns herrscht, einen bedeutenden Nachtheil haben; er könnte durch die großen Formen, die sich seinem Gemüth eindrücken, auf Lebenszeit einen Ekel an den kleinen Formen seiner Vaterstadt oder seines Vaterdorfes erhalten, und die Beschränktheit seines Hauses verabscheuend, entweder nicht mehr dahin zurückkehren, oder sich lange Zeit daselbst unglücklich fühlen." So meint auch No. 2, die Studierenden würden bei uns eine viel zu feine Bildung, einen großstädtischen Ton bekommen, und dann zu Aemtern auf dem Lande und in kleinen Städten nicht passen. — Ich will ein paar Worte über diese Bedenklichkeiten, in Beziehung auf Lehrer und auf Lernende sagen.

Widriger und ekelhafter kann nichts seyn, als die kleinstädtischen Verhältnisse der Professoren, auf so mancher unserer Universitäten: das Aufpassen des einen Collegen auf das Hauswesen und die Handlungen des anderen; die kleinlichen Kabalen dem zu helfen, jenem zu schaden, und sich selbst Vortheile, kleine Gewinnste, zu verschaffen; die Klätschereien unter den Familien; die Erniedrigungen und das Buhlen um Studentengunst rc. Bei dem Bürgermeister in Krähwinkel kann es nicht ärger zugehen, als auf einer solchen Universität! Niemand kann von diesen Armseligkeiten urtheilen, der sie nicht ganz in der Nähe gesehen hat. — Eine Universität in Berlin wird den großen Vorzug haben, sich davon ganz frei zu erhalten, und das muß zu dem Wohl ihrer Lehrer sehr wesentlich beitragen. Wo sich ein kleinstädtischer Geist

auch regen wollte, da würde er unter der Menge von Gegenständen, den isolirten Verhältnissen eines jeden, dem Mangel inniger, zu vertrauliger Bekanntschaften, und dem daraus hervorgehenden guten Ton, bald genug seinen Untergang finden.

Was die Studierenden betrifft, so habe ich nie gehört, daß ein wissenschaftlicher, gelehrter Mann zu gut gebildet seyn, daß er einen zu guten Ton haben könne. Zwischen Leipzig, Göttingen ꝛc. und einer abgelegenen kleinen Landstadt, oder einem Dorfe, ist auch ein sehr großer Unterschied, und doch hat man es noch nicht drückend gefunden, daß Landgeistliche u. a. Beamte, die mit diesen in gleiche Sphären kommen, dort studieren. Ich sehe hier täglich junge Leute aus allen Fächern, die sich nach einem kleinen Orte, oder auf das Land sehnen, und sich dort glücklich fühlen. Bei weitem nicht jeder ist für das großstädtische Leben gemacht, und man irrt sehr, wenn man bei jedem, der es einige Zeit mit angesehen, Anhänglichkeit daran voraussetzt. Uebrigens ist von der Universität auch nicht zu verlangen, daß sie es einem jeden recht mache! —

X. No. 2. verkündigt uns großen Schaden von der zu großen Bevölkerung, die durch die Universität in Berlin entstehen soll; der Verf. fürchtet davon große Theurung, und 1200 Menschen, aus welchen er die Universität bestehen läßt, sollen uns große Noth um Lebensmittel, um Holz, um Wohnungen machen, — und so viele Dienstboten brauchen, daß dadurch das platte Land und die kleinen Städte entvölkert werden. — Wenn so viel Einfalt und Unkunde eine Berichtigung verdiente, so brauchte man nur daran zu erinnern: daß Berlin, nach einem sehr

mäßigen Anschlage, an seiner Garnison und an anderen Einwohnern, in zwei Jahren allerwenigstens 20,000 Menschen verloren, und vorläufig wenig Aussicht hat, sie wieder zu bekommen. Da wird uns denn die Universität wohl nicht schaden!

XI. Wenn in Berlin Studenten die Vorlesungen besuchen, so sollen dabei nach No. 1. und 2. die Dilettanten, die Frauenzimmer, die jungen Wundärzte und die Hebammen zu kurz kommen, für welche bisher auch Vorlesungen statt fanden. Darüber lesen wir viel fades Geschwätz. Ich denke, wir würden unsere Gelehrsamkeit wohl so einzutheilen wissen, daß jeder sein bescheidenes Theil ohne Collision bekäme. Auf vielen Universitäten giebt es einen Hebammenunterricht, ohne daß ihm die Studenten im geringsten im Wege sind.

XII. Nach No. 3. sollen die Studenten immer unter einer gewissen Aufsicht der Professoren bleiben; „diese ist nur in einer Stadt von beschränktem Umfange möglich, wo die Professoren fast alle ihre Zuhörer kennen, ihre Aufführung beobachten, und am Ende der akademischen Laufbahn ein Sittenzeugniß, wenigstens im Allgemeinen, über sie abgeben können. Ganz unmöglich ist dies in Berlin, wo die Aufmerksamkeit der Professoren selbst zu getheilt, und die Möglichkeit, in seinem ganzen Betragen sich den Blicken anderer zu entziehen, entschieden ist." — Ohne besondere Veranlassung, kommt eigentlich keinem Professor eine spezielle Aufsicht auf Studierende zu, denn die Universität setzt voraus, daß sie dieser bereits entwachsen und ihrer nicht mehr bedürftig sind; es wäre viel zu viel von ihr verlangt, daß sie die Mängel einer guten häuslichen und Schulerziehung er-

setzen sollte. Es bleibt ewig wahr, daß eine wesentliche Verbesserung unseres Studienwesens, von der häuslichen Erziehung, und von den Schulen ausgehen müsse. — Finden bei Einzelnen besondere Veranlassungen zu einer Aufsicht statt, so sehe ich nicht ein, warum sie in Berlin nicht in eben dem Grade möglich seyn sollte, als an dem kleineren Orte; eigentlich bleibt sie überall ein Stümperwerk, der Professor müßte denn den Studenten ganz zu einem Mitgliede seiner Familie, und sich selbst zum sorgsamen Hofmeister desselben machen, was in der Regel seines Amts nicht ist. —

XIII. Um endlich durchaus nichts übrig zu lassen, was einer Universität in Berlin entgegenstehen könnte, erinnert No. 3. noch an die große Sterblichkeit volkreicher Städte, und daß sonach die Gesundheit und das Leben auch des enthaltsamen und wohlgesitteten Jünglings, in größere Gefahr kommt, wie viel mehr die Gesundheit des ausschweifenden, der hier mit dem Verlust seiner Unschuld und Sitten, den Keim zu einem frühen Tode eingehandelt hat. — Wenn ich alle Einwürfe der Gegner so bündig widerlegt habe, als ich diesen letzten sogleich durch evidente Thatsachen widerlegen werde, so ist mein Sieg der vollkommenste. Von etwa 200 meiner Privatzuhörer, die seit beinahe vier Jahren zu meiner näheren Kenntniß gekommen sind, starben hier nicht mehr als drei, alle am Typhus durch Ansteckung. Seit der Stiftung der Königl. medicinisch-chirurgischen Pepiniere, d. h. seit zwölf Jahren, befanden sich in derselben:

Eleven und Volontairs	416
attachirte Chirurgen	213
Summa .	629

Davon sind gestorben:

a) in der Anstalt selbst:

am Typhus, ...	4
an Lungenschwindsucht, ...	3
am Schlagfluß, ...	1
am Bluthusten, ...	2

b) in der Charité:

am Typhus, ...	5
an Lungenschwindsucht, ...	1

c) außerhalb auf Urlaub:

an Lungenschwindsucht, ...	2
Summa .	18

Das wären also von mehr als 800 jungen Leuten, die sich bei ihren Beschäftigungen auf der Anatomie und in der Charité größeren Gefahren ausgesetzt sahen, als es Studierende in anderen Fächern seyn würden, nicht mehr als 21 Todte, in zwölf Jahren! — Kann es eine geringere Sterblichkeit geben? — Die Gefahren, welche Wien, London, Paris u. d. g. große Städte, dem Leben ihrer Einwohner drohen, finden bei uns bei weitem nicht in gleichem Grade statt, wie sich jeder leicht aus der Ansicht unserer Wohnungen, unserer Lebensart und unserer übrigen Verhältnisse, überzeugen kann. Wenn uns also weiter nichts abhält, eine Universität in Berlin zu errichten, als die angebliche große Sterblichkeit, so lege man doch ja je eher je lieber Hand an das Werk, damit die junge Anstalt recht bald in voller Blüte dastehen möge: ein Zeuge von Preußens reinem Willen, Muth und Kraft, sich durch geistige Vollkommenheiten aufzurichten! —

Berlin, im May 1808.

An die Gedanken und Erfahrungen über die Nervenfieber, welche der Gegenstand meiner vorhergehenden Einladungsschrift sind, werden sich einige Betrachtungen über eine sehr nahe verwandte Krankheitsform, über die Faulfieber, nicht nur sehr passend anschließen, sondern sie werden ganz eigentlich zu ihrer weiteren Erläuterung und Vervollkommnung dienen, und damit ein Ganzes ausmachen, in welchem vielleicht der Keim zu manchen Berichtigungen der Fieberlehre unserer Schulen liegen könnte. Ich werde mich vor allen Dingen bemühen, die Natur der sogenannten Faulfieber, die von jeher so streitig war und es bis auf diesen Tag geblieben ist, so genau zu bestimmen, als es der gegenwärtige Umfang unserer Kenntnisse verstattet, ohne die Mängel derselben hinter leere Worte und Redensarten dieser oder jener Parthei zu verbergen. Diese Darstellung der ganz eigenthümlichen Natur der Faulfieber, nach welcher sie offenbar eine durchaus besondere, von allen anderen Fiebern wesentlich verschiedene Krankheitsform ausmachen, wird auf einen einzig richtigen Eintheilungsgrund sämmtlicher Fieber, zugleich aber auf die Beurtheilung mancher irrigen und unstatthaften Eintheilungen derselben führen, die man nach neueren Ansichten und Vorstellungsarten versucht hat. Zuletzt werde ich dann den Heilplan jener merkwürdigen Krankheit aus der Natur derselben entwickeln und einige Verfahrungsarten beurtheilen, die wir in unseren Tagen als entschieden hülfreich gegen das Faulfieber angepriesen finden. In meinem Bestreben jene

Zwecke zu erreichen, werde ich nur eigenen Ueberzeugungen und eigener Erfahrung folgen; man erwarte also hier keine schulgerechte, reichlich mit Litteratur ausgestattete Abhandlung. Nicht jeden Gegenstand, der hieher gerechnet werden könnte, will ich berühren, noch weniger ausführlich betrachten, auch nichts von dem wiederholen, was ich schon vor funfzehen und mehreren Jahren in einer besonderen Schrift, in dem Journal der Erfindungen rc. und bei so manchen anderen Gelegenheiten, über die Fäulniß lebender und todter thierischer Körper, über Faulkrankheiten und fäulnißwidrige Mittel gesagt habe.

Wir haben nur einen einzigen Weg, die verschiedenen Krankheitsformen, welchen unser Körper ausgesetzt ist, kennen zu lernen: den Weg der unbefangenen Beobachtung, der Versuche und der Erfahrung. Was wir von der Natur der Krankheiten wirklich wissen, — und das ist nur gar zu oft himmelweit von allem unterschieden, was wir zu verschiedenen Zeiten davon glaubten oder meinten — ist uns auf diesem Wege zugekommen. Wer hätte jemals aus höhern wissenschaftlichen Ansichten, aus den ewigen Gesetzen des Lebens, über welche unser Zeitalter so manches — dichtet, das Daseyn und die wahre Natur eines grauen Staars, einer häutigen Bräune, oder einer Verhärtung am Magenmunde erfahren können? Nur gesunder Augen, des anatomischen Messers, und des einfachen schlichten von keiner Meinung der Schulen abhängigen Menschenverstandes bedurfte es, um über die wahre Beschaffenheit jener Krankheiten sogleich und auf das Vollkommenste im Klaren zu seyn. Diese einfache empirische Kenntniß, die

weit mehr werth ist, als alle Spekulationen, Theorien und Poesien, mußte schlechterdings vorausgehen, ehe man es versuchen konnte, die genannten Verletzungen der Organisation, aus höheren wissenschaftlichen Gesichtspunkten zu beurtheilen, und vielleicht allgemeine Lehren von fehlerhaften Vegetationen und Metamorphosen auf sie anzuwenden.

Wenn alles dieses feststehet, wie es denn von keinem geläugnet werden kann, der sich nicht etwa blos in leeren scholastischen Formeln, oder in hochtönenden Gedichten und spitzfindigen Allegorien, über die Natur der Krankheiten vernehmen lassen wollte; so kann uns nur daher eine wahre Kenntniß des Faulfiebers kommen, daß wir vor allen Dingen empirisch und mit der strengsten historischen Wahrheit und Genauigkeit, die einzelnen Thatsachen zusammenstellen, die sich unter gewissen Verhältnissen an unserem Körper offenbaren, und die die Aerzte vermocht haben, ihm jene Verletzungen seiner vollkommenen Lebensform zuzuschreiben, die sie Faulkrankheiten nennen. Ueber diese Benennung wollen wir hier nicht rechten; sie mag vorläufig ganz zur Seite liegen bleiben, denn kommen die Zustände und Erscheinungen, die ich jetzt in einer Reihe zusammenstellen werde, in der Natur wirklich in einer gewissen Verbindung untereinander, und eine eigenthümliche Krankheitsform ausmachend, vor, stellt sich in ihnen und durch sie wirklich ein kranker Zustand unseres Organismus sinnlich dar, so wird sich am Ende schon ein Name dazu finden. Er ist gewiß das allergleichgültigste bei der ganzen Sache, außer etwa für jene, die sich in Streitigkeiten über Namen, — selbst auf die leichteste Art einen gewissen Namen machen wollen.

I. Bald langsamer, während des Verlaufes mehrerer Tage, bald plötzlich, in wenigen Stunden, sehen wir gesunde, starke, oft die robustesten, stärksten Menschen, in einen sehr hohen, nicht selten in den allerhöchsten Grad von Schwäche und Unvermögen verfallen, die sich auffallend in allen Systemen und Functionen äußern, am schnellesten und merklichsten aber in dem Muskelsystem. Ein Gefühl von allgemeiner Mattigkeit und Trägheit, ein eigenes schmerzhaftes, ziehendes Gefühl von Müdigkeit in den Schenkeln und Füßen, gehet der Krankheit jedesmal voraus. Man hat Menschen gesehen, bei welchen mitten in ihren Beschäftigungen plötzlich eine solche Hinfälligkeit aller Muskularkräfte eintrat, daß sie kein Glied bewegen, nicht von dem Boden aufstehen konnten, andere, mit welchen es im Laufe einer Krankheit sehr bald dahin kam, daß sie nach dem untersten Theile des Bettes zusammensanken, und sich weder umzuwenden noch sonst ihre Lage zu verändern im Stande waren. Die größte Schwäche zeigt sich in allen Sinnorganen, in einer Stumpfheit aller Sinne, in dem erloschenen Glanz der trüben, schmutzigen, thränenden Augen, in der erweiterten, gelähmten Pupille, in der Schwerhörigkeit und Taubheit, in dem Mangel des Geruches und Geschmackes, in gänzlicher Gefühllosigkeit mit Zittern der Glieder, Ohnmachten, stillem Phantasieren, gänzlicher Bewußtlosigkeit, Schlafsucht, u. d. g. Unverkennbare Spuren von Schwäche finden wir ferner in dem Pulse, in den kleinen Blutgefäßen, die sogar das Blut ausfließen lassen, in dem ganzen Verdauungssystem, dessen Verrichtungen in allen hohen Graden der Krankheit völlig aufgehoben sind, in allen Absonderungsorganen, an wel-

chen aus diesem Grunde die nachher anzugebenden colli-quativen Erscheinungen sichtbar werden, u. s. f.

II. Neben jener Schwäche, gehen große Mi-schungsveränderungen in der ganzen Blut-masse vor, wie wir aus der veränderten Farbe dersel-ben, aus dem Verluste ihrer Dichtigkeit und Gerinnbar-keit, und aus ihrer schnell erfolgenden fauligen Zersetzung außer dem Körper sehen. Man hat dieses sonst die faulige Auflösung des Blutes genannt. Von ihr und von der Schwäche der kleinen Gefäße hängen die Petechien, die Blutstreifen (Vibices), die bleifarbigen, blauen, schwarzen scorbutischen Flecke, kurz alle größere und kleinere Sugillationen ab, die wir bei den hieher gehörigen Krankheiten auf der Oberfläche des Körpers, auch wohl der Eingeweide, so häufig antreffen. Es ist dabei offenbar mehr oder weniger Blut, von hellerer oder dunklerer Farbe, in das Zellgewebe ergossen. Jene Auflösung des Blutes zeigt sich ferner durch die sogenannten passiven Blutflüsse; die Kranken verlieren Blut durch die Nase, aus den Lungen, mit dem Urin und mit dem Stuhlgange, aus dem Uterus, es dringt aus dem lockeren Zahnfleische, aus dem Gaumen, aus der schwammigen Oberfläche der Geschwüre, ja man hat es aus den Ohren und aus den Augenwinkeln fließen sehen, auch sind blutige Schweiße beobachtet worden. Das auf diese Art, bei völliger Unthätigkeit der blutenden Gefäße zum Vorschein kommende, oder etwa durch eine Aderlaß weggenommene Blut, ist sehr aufgelößt, gerinnt nicht leicht, oder doch nur unvollkommen, bedeckt sich oft mit einer Haut, die allerlei Farben spielt, dünstet einen widrigen, cadaverösen Geruch aus, und gehet weit schneller, als es bei Gesunden oder

in

in anderen Krankheiten der Fall seyn würde, in wahre Fäulniß über. — Jene Sugillationen und diese passiven Blutungen, stehen zwar immer mit der allgemeinen Schwäche in einer ursachlichen Verbindung; indessen giebt es doch sehr hohe Schwächegrade, ohne alle angeführte Zeichen der Mischungsveränderungen in dem Blute; und umgekehrt können diese Zeichen in einem hohen Grade da seyn, wo uns die Schwäche nicht sehr groß erscheint. Ich habe Kranke gesehen, deren Körper ganz mit Petechien übersäet war, und die doch dabei herumgehen konnten. Dasselbe gilt von den scorbutischen Sugillationen. Bei gewissen Entmischungen des Blutes, müssen also sehr geringe Schwächegrade in den kleinen Gefäßen schon hinreichen, um die Entstehung von Petechien und passiven Blutflüssen zu begünstigen; wo hingegen jene Entmischungen nicht vorhanden sind, da reicht auch die größte Schwäche allein nicht zu, sie hervorzubringen. Daher, aus einer den kleinen Gefäßen hier besonders bleibenden Thätigkeit, mag es auch kommen, daß in dem Gesichte niemals Petechien, scorbutische Sugillationen, u. d. g. angetroffen werden. —

III. So wie in der Blutmasse, so zeigt sich auch in den gesammten festen Theilen, von den weichsten bis zu den härtesten, eine auffallende Neigung zu Mischungsveränderungen; sie verlieren ihre Dichtigkeit, Festigkeit, Elasticität, und gehen auf sehr geringe Veranlassungen in brandige Verderbniß über. Jede, auch die kleinste Wunde oder sonstige Verletzung, die Stellen wo Blasenpflaster oder Senfumschläge gelegen haben, oder wo sich die Kranken durchliegen, alle Entzündungen, Absceſſe, Geschwüre, Blutschwären, Bubonen :c., welche zu den

gewöhnlichsten Erscheinungen in den hieher gehörigen Krankheiten zu rechnen sind, werden leicht brandig, oder gehen wenigstens in eine bösartige, ichoröse Eiterung, und in beiden Fällen kann ein beträchtlicher Substanzverlust die Folge seyn. Man hat die muskulösen, tendinösen Theile, in sogenannten Faulkrankheiten so mürbe gefunden, daß sie einer geringen Gewalt nachgaben und leicht zerrissen. Selbst die Knochen, die so harten Zähne nicht ausgenommen, verlieren nicht selten ihre Festigkeit und werden so locker, daß sie durch eine geringe Gewalt, wohl bei bloßen Bewegungen der Kranken, zerbrechen. — Was wir in den Faulkrankheiten Entzündung nennen, ist ein durchaus eigenthümlicher Zustand, wesentlich von jedem anderen unterschieden, der mit der gleichen Benennung unter entgegengesetzten Verhältnissen belegt wird. Wir sehen zwar bei einer jeden Entzündung merkwürdige Veränderungen in der Vegetation und Reproduction, jedoch in einer großen Verschiedenheit. Bald entstehen neue organische Gebilde, neue Fasern, Membranen, Gefäße, Verwachsungen zwischen den entzündeten Theilen (die vereinigende, adhäsive Entzündung), und große Umwandlungen in der Substanz und Structur der Organe; bald findet gar keine Spur von neuen Bildungen statt, oft vielmehr Neigung zur Entmischung und schneller oder langsamer erfolgenden Zerstörung der entzündeten Substanz. Die Bedingungen aller dieser Verschiedenheiten, so weit wir sie anzugeben im Stande sind, liegen in dem Zustande des Körpers überhaupt, in der allgemeinen Beschaffenheit seiner Säfte und seiner Reproductionsprozesse, in den Eigenheiten des entzündeten Organs, in den entfernten Ursachen und For-

men der Entzündung ꝛc. In allen Faulkrankheiten sind die Entzündungen von der letzteren Art. Niemals zeigt sich irgend eine Spur von erhöheter Gerinnungsfähigkeit der Lymphe, von sogenannter Vitalität des Blutes, und von einer Neigung zu neuen organischen Gebilden, sondern von dem allem das entschiedene Gegentheil. Man hat daher diese Entzündungen die fauligen, brandigen genannt (Inflammatio putrida, gangraenescens). — Ich werde von diesem wichtigen Gegenstande, von den wesentlich verschiedenen Formen der Entzündung, in meiner nächsten Einladungsschrift ausführlicher handeln.

IV. Sind die Faulkrankheiten mit Hitze verbunden, wie dieses in einem sehr großen Theile derselben der Fall ist, so finden wir sie wesentlich von der eigentlichen Fieberhitze (Calor ardens) verschieden, die den Kranken ein lästiges Gefühl von Brennen und von Trockenheit verursacht, bei der wir die Haut einfach brennend und trocken antreffen, die mit dem beschleunigten Kreislaufe und Athemholen, mit dem heftigen Phantasieren, mit dem Durst, mit den gehemmten Absonderungen und Ausleerungen, kurz mit allen Symptomen in einem richtigen Verhältnisse stehet, und neben welcher keine von den Erscheinungen wahrgenommen wird, mit deren Aufzählung ich hier beschäftigt bin. Die Hitze bei Faulkrankheiten, die einen beträchtlichen Grad erreicht haben, ist einer gesunden zufühlenden Hand äußerst zuwider, und erregt ein ganz eigenes beißendes, stechendes Gefühl, besonders wenn man die Fingerspitzen oder die ganze Hand lange genug auf die Brust, den Unterleib, oder sonst auf eine gewöhnlich wärmere Stelle des Körpers auflegt. Man hat dann das Gefühl wie von einer gährenden warmen

Flüssigkeit, in die man die Hand legt, oder wie von einem laufenden Insect. Daher heißt diese Hitze die beißende (Calor mordax); der bewußtlose Kranke empfindet sie wenig oder gar nicht, klagt nicht darüber, die Zunge und Haut sind dabei nicht trocken, oft sehr feucht, Athemholen und Kreislauf sind nicht in gleichem Grade beschleunigt, der Puls kann bei großer Hitze langsam, weich, wellenförmig, klein, schwach seyn, die Kranken phantasieren nicht heftig, dursten auch nicht, Absonderungen und Ausleerungen gehen dabei oft reichlich von statten, und überhaupt verbinden sich mit ihr die angegebenen Erscheinungen von Schwäche und Mischungsveränderungen. Wenn bei dem Calor ardens alles einen thätigen Zustand des Körpers anzeigt, so ist er hingegen bei dem Calor mordax offenbar leidend, diese Hitze also keine Folge verstärkter, sondern vielmehr geschwächter Actionen und offenbarer Zersetzungen der thierischen Materie, die die Vorfahren, nach einer von der Gährung hergenommenen Analogie, einen Motus intestinus nannten. — Auch die stärksten Entzündungen, die bei Faulkrankheiten vorkommen, machen den Kranken nicht das brennende Gefühl, das der Entzündung unter anderen Umständen eigen ist.

V. Mit den bis hieher angegebenen Verhältnissen, verbinden sich große Veränderungen in den Secretionen, in den abgesonderten Feuchtigkeiten, und die davon abhängenden colliquativen Erscheinungen. Die Zunge, wenn sie anfangs auch vollkommen rein war, wird bald mit einem mißfarbigen, übelriechenden Schleim, bald mit einer braunen oder schwarzen Rinde bedeckt, die sich über die ganze Mund-

höle, über die Zähne und über die Lippen verbreitet. Der Athem riecht sehr übel, cadaverös. Die Eßlust gehet ganz verloren, es tritt Ekel und Widerwille gegen alle Speisen, besonders gegen thierische Nahrungsmittel ein, deren bloßer Geruch schon den größten Abscheu erregt, starkes Erbrechen, und mancherlei krankhafte Gallen- und Schleimabsonderungen. Was mit Erbrechen oder Durchfall, der reichlich und bei hohen Graden der Krankheit ohne Bewußtseyn erfolgt, von den Kranken ausgeleert wird, trägt die Spuren großer Verderbniß, oft wahrer Fäulniß an sich, ist auch nicht selten mit todten, in Fäulniß übergegangenen Würmern vermischt. Die Schwäche oder gänzliche Lähmung der Gedärme, und die dunst- oder gasförmigen Stoffe, die sich reichlich aus entmischten, verderbenden Materien im Unterleibe entwickeln, veranlassen den hier so gewöhnlichen Meteorismus. Wenn der Urin auch nicht, wie es oft geschiehet, mit Blut gefärbt ist, so ist er doch gleich vom Anfange trübe, und wird nach wenigen Tagen braun, schwarz, stinkend, macht einen reichlichen, dicken Bodensatz, und auf seiner Oberfläche zeigt sich oft eine fettige, allerlei bunte Farben spielende Haut. Sehr Kranke lassen ihn ohne Bewußtseyn abgehen. Ist die Haut trocken, so ist sie es nur im Anfange; sehr bald wird sie weich, feucht, klebrig, schmutzig, verliert völlig ihren Glanz, und wird bei zunehmender Schwäche mit einem klebrigen, oft sehr übelriechenden, gegen das Ende kalten Schweiße bedeckt. Oft erscheint auch Frieselausschlag. — Daß sich in allen diesen Erscheinungen, bei großer Schwäche und bei nach und nach erfolgender Lähmung dieser oder jener Organe, sehr große Mischungsveränderungen in allen abgesonder-

ten, colliquativ ausgeleerten Materien darstellen, bedarf keiner weiteren Erinnerung. —

VI. Die Körper der Verstorbenen bleiben noch geraume Zeit warm, biegsam, und bekommen gewöhnlich nie die sonst den Todten eigene Steifigkeit, gehen auch äußerst schnell, oft in wenigen Stunden, in die größte Fäulniß über. Die Leichenöffnungen zeigen in den inneren Theilen auffallende Spuren von Verderbniß, dünnes, mißfarbiges Blut, dunkelrothe, bleifarbige, schwarze Stellen an den Lungen, den Gedärmen u. a. Eingeweiden, Weichheit der Theile, so daß sie leicht zerreißen, mürbe zerbrechliche Knochen rc. —

Wenn die Erscheinungen, die ich bis hieher angegeben habe, entweder alle, oder doch zum Theil, in geringeren oder höheren Graden gegenwärtig sind, so berechtigen uns gewiß alle Grundsätze einer guten Pathologie, die sich auf evidente Thatsachen stützt, einen durchaus eigenthümlichen, von allen anderen krankhaften Verhältnissen wesentlich verschiedenen Zustand unseres Organismus, als die zureichende Ursache derselben vorauszusetzen. Von allen Erscheinungen in der Natur, die sich unter den verschiedensten Umständen doch immer im Ganzen gleich bleiben, schließen wir ja mit Recht auf gleiche, bestimmte Ursachen. Wenn sind jemals Pocken, Hundswuth, Lustseuche u. a. ansteckende Krankheiten, wenn ist jemals eine Angina polyposa, oder irgend eine andere gleich fest bestimmte Krankheitsform, auf eine andere Weise, als aus einer spezifischen Veränderung in dem Organismus entstanden, die nur der spezifischen Form, und nie einer anderen davon verschiedenen, zum Grunde liegen konnte? So viel vor-

läufig zur vollkommen hinlänglichen Rechtfertigung der alten und der neuen Aerzte, die eine besondere Klasse von Krankheiten unter dem, wenn auch nicht ganz passenden, Namen von Faulkrankheiten, angenommen haben. Ich werde davon nachher, wo von den Ursachen die Rede seyn wird, ausführlicher sprechen; jetzt nur noch einige Thatsachen:

Wenn jene Erscheinungen im Laufe eines Gefäßfiebers eintreten, oder wenn sie gleich bei ihrer Entstehung mit einem solchen verbunden waren, auch davon nachher noch begleitet wurden; wenn man sie also in Verbindung mit verstärkten Thätigkeiten des Herzens und der Arterien, mit schnellem febrilischem Pulse, mit Fieberdurst, Fieberhitze, Fieberphantasieren, kurz mit den bekannten Erscheinungen des eigentlichen Fiebers in dem Systeme des Kreislaufes, beobachtete; wenn sie also überhaupt den Gang einer akuten Krankheit nahmen: so nannte man denn das Ganze ein fauliges, oder ein Faulfieber, das, wie wir nachher sehen werden, seine sehr verschiedenen Grade, Formen und Zusammensetzungen haben konnte.

Waren aber jene Erscheinungen ohne Gefäßfieber, wenigstens eine geraume Zeit, bis es vielleicht am Ende als schleichendes Fieber hinzutrat; nahmen sie einen chronischen Gang von Monaten, wohl Jahren; erreichten sie schneller oder langsamer die höchsten Grade, so daß es zur größten Schwäche, zu beträchtlichen Sugillationen und Blutungen, zu auffallender Verderbniß in den festen Theilen, selbst bis zur Zerbrechlichkeit der Knochen, und bis zu colliquativen Zerstörungen kam, ohne daß sich damit ein verhältnißmäßiges Gefäßfieber verband; kurz, gerieth der

Körper in den Zustand einer chronischen Cachexie: so hieß das Uebel eine scorbutische Krankheit, in seinen vollkommen ausgebildeten Graden, ein wahrer Scorbut, den man von jeher hauptsächlich durch seine Entstehung unter bestimmten schädlichen Einflüssen, und durch die Abwesenheit eines schnell verlaufenden Gefäßfiebers, von dem Faulfieber unterschied, mit welchem er übrigens in allen übrigen Puncten völlig überein kam. Als besondere Formen des Scorbutes, unterschied man denn die Petechien ohne Fieber, den Morbus maculosus haemorrhagicus *Werlhofii*, die höheren Grade eines sogenannten schwarzgalligen Zustandes mit offenbaren großen Mischungsfehlern in den Eingeweiden des Unterleibes, u. d. g. An alle diese chronischen Uebel kann ich hier nur im Vorbeigehen erinnern, und komme also zu dem Faulfieber, dem eigentlichen Gegenstande dieser Schrift, zurück. —

Bei diesem Fieber überzeugt uns schon eine bloße unbefangene Ansicht eines jeden Kranken, der daran wirklich leidet, daß es aus einem doppelten kranken Zustande zusammengesetzt ist, von welchen jeder auch einzeln und ganz vor sich bestehen kann: aus dem Fieber des Herzens und der Arterien, und aus dem geschilderten, von der Gesundheit so auffallend abweichenden Fehler der Kräfte und Mischungen. Dieser giebt der Krankheit ihren eigenthümlichen Character, ihre bestimmte, von jeder anderen unterschiedene Form, und von ihm hängen die Grade und Aeußerungen des Gefäßfiebers, sein Verlauf, seine Ausgänge u. s. w. ab, denn dieses Fieber ist, an sich betrachtet, ein sich immer gleich bleibender Zustand, so verschieden auch die Verhältnisse seyn mögen, unter welchen er vorkommt. Das

Gefäßfieber bei dem Faulfieber ist an sich kein anderes, als das bei dem Nervenfieber; aller Unterschied liegt nur darin, daß dieses mit einer eigenthümlichen örtlichen Krankheit im Gehirn und Nervensystem, jenes aber mit der beschriebenen Schwäche, und den so characteristischen Mischungsveränderungen, in Verbindung stehet. Das nämliche gilt von allen Fiebern, die mit einer örtlichen Krankheit, mit einer Entzündung, mit einem Exanthem, mit einem gastrischen Zustande, mit einem Catarrh, mit einer Ruhr ꝛc. ein Ganzes ausmachen. Wenn wir daher in neueren Schriften, deren Verfasser in wunderlichen, unverständlichen, verschrobenen Ausdrücken etwas suchen, lesen: „Alle Fieber sind Krankheiten der Irritabilität, und Entzündungszustände. Das Wesen beider, des Fiebers und der Entzündung, ist eines und das nämliche, Contraction in der Arterie. Mit Contraction in der Arteriellität beginnen alle Fieber und Entzündungen. *) Die Erscheinungen der *Synocha* bezeichnen sämmtlich einen hohen Grad von Entzündung, eine heftige Contraction in der Arteriellität; ihr Unterscheidendes besteht allein darin, dafs die Erscheinungen hier sämmtlich in ihrer Blüthe beisammen sind, wel-

---

*) Contraction in der Arterie, — ist Erscheinung, Symptom, mit der wir allerdings Fieber und Entzündungen beginnen sehen; sie ist die in die Sinne fallende Folge eines eigenthümlichen kranken Zustandes im Organismus, nicht das Wesen desselben. Das Wesen keiner Krankheit kann in eine Erscheinung des Uebelbefindens gesetzt werden; oder kennen wir etwa das Wesen eines Typhus, wenn man die leere Formel hinwirft: es bestehe in der Contraction der Arterie? — So viel beiläufig, um alte feststehende Wahrheiten einer gesunden Pathologie, gegen ein hohles Wortgepränge in Schutz zu nehmen! —

che sich in den andern Fieberarten zerstreut und entfaltet finden. Der Typhus ist, wie die Synocha, ein Entzündungsfieber;" — so will das alles nichts mehr und nichts weniger sagen, als daß das Gefäßfieber, als solches, ein sich überall gleichbleibender kranker Zustand in dem System des Kreislaufes ist, der sich aber mit sehr mannichfaltigen kranken Zuständen in den übrigen Systemen und Organen des Körpers verbinden kann. Das leere Spielwerk mit dem Worte: Entzündungsfieber, das hier auf so wesentlich verschiedene Krankheiten angewandt wird, darf in einem Zeitalter allgemeiner, geflissentlicher Sprachverwirrung nicht befremden, aber auch nicht verwirren und täuschen.

Das Faulfieber, schon an sich ein zweifacher kranker Zustand, kann sich noch mit mancherlei anderen Mißverhältnissen, in allen übrigen Systemen und Organen des Körpers verbinden, und es entstehen daraus alle die verschiedenen zusammengesetzten Krankheiten, die ich in meiner vorigen Einladungsschrift, S. 16 — 28., in Beziehung auf das Nervenfieber angegeben habe. Die wichtigsten dieser Zusammensetzungen, die wir besonders als Epidemien beobachten, sind:

1) Das dort schon beschriebene nervöse Faulfieber; die allergewöhnlichste Form, in welcher der Nervenzustand dem Faulfieber bald vorausgehet, bald in dem Verlaufe desselben hinzutritt, bald gleichzeitig mit demselben erscheint. Entweder sind es dieselben entfernten Ursachen, die zugleich das Gefäßfieber, die Mischungsveränderungen und die eigenthümliche Krankheit im Nervensystem erzeugen; — oder das Gefäßfieber wird durch seine Hef-

tigkeit, Dauer, auch wohl durch das Zusammentreffen anderer ungünstiger Umstände, die Veranlassung theils zu jenen Mischungsveränderungen, theils zu dem Nervenzustande; — oder wenn die oben beschriebene Schwäche, und die Verderbniß in den Säften und den festen Theilen, einen gewissen Grad erreicht haben, so führen sie jene Zerrüttung in dem Gehirn und Nervensystem herbei, von welcher die eigenthümlichen Erscheinungen des Nervenzustandes abhängen; — oder endlich können es zuerst und ursprünglich diese Zerrüttungen seyn, aus welchen nachher die allgemeine Schwäche und die Veränderungen in der Mischung hervorgehen. Alle diese möglichen Erfolge gründen sich auf den innigen Zusammenhang aller Systeme und Organe unseres Körpers, so daß Verletzungen in dem einen, jedesmal Verletzungen in einem anderen, dritten rc. nach sich ziehen. —

2) Die so sehr gewöhnliche gastrische Form, wenn Produkte von unverdaueten, in Verderbniß übergegangenen Nahrungsmitteln in den ersten Wegen liegen, wenn der gallige oder schleimige Zustand statt findet, oder wenn endlich Würmer in den Gedärmen und in dem Magen sind (Febris putrida gastrica, saburralis, biliosa, mucosa, pituitosa, verminosa). In allen diesen Fällen sehen wir Spuren großer Verderbniß, oft wirklicher Fäulniß, in den ersten Wegen, und in den daraus abgehenden Materien, die auf den Gang der Hauptkrankheit einen sehr entschiedenen Einfluß haben.

3) Das Faulfieber mit örtlichen Entzündungen,

die in allen Organen vorkommen können (Angina, Pneumonia, etc. putrida), und die sich alle durch die oben schon bemerklich gemachte Neigung zur Gangränescenz auszeichnen.

4) Das Faulfieber mit Exanthemen, mit Pocken, Masern, Scharlach, Friesel ꝛc. (Febres exanthematicae, Variolae, etc. putridae). Vorzüglich gefährliche Pocken- und Scharlachepidemien hat man in dieser Verbindung beobachtet.

5) Das faulige Catarrhalfieber (Febris catarrhalis putrida, petechizans), das gewöhnlich mit einem unbedeutend und gefahrlos scheinenden catarrhalischen Stadium anfängt, in welchem früher oder später die größte Schwäche und die oben geschilderten Mischungsveränderungen eintreten. Fr. Hoffmann u. a. gute Beobachter der Vorzeit, haben diese täuschende Fieberform vortrefflich beschrieben.

6) Endlich das Faulfieber mit Ruhr, die sogenannte faulige Ruhr (Febris putrida dysenterica. Dysenteria epidemica putrida), welche bekanntlich zu den verheerendsten Volkskrankheiten gehört. —

Nach diesen Verschiedenheiten in der Form des Faulfiebers, und in den äußeren Umständen, unter welchen es entstehet, hat man ihm alle die Benennungen auch gegeben, die man dem Nervenfieber beigelegt hat, und die in meiner ersten Einladungsschrift S. 22. bereits vorgekommen sind. Alle die dort genannten Fieber, sind nervöse Faulfieber, die bald mit diesem, bald mit jenem hervorstechenden Lokalleiden verbunden sind.

Wenn wir, nach den bis hieher zusammengestellten Thatsachen, ein Faulfieber allerdings, in seinen verschiedenen Graden und Formen, als einen eigenthümlichen kranken Zustand unseres Organismus annehmen und anerkennen müssen, so entstehet nun zuerst die Frage: wie er sich zu den übrigen Fiebern verhält, und welche Stelle in unseren nosologischen Systemen er einnehmen muß? — Um sie zu beantworten, hat man sich von jeher, und bis auf den heutigen Tag, gestritten, mancherlei Vorstellungsarten von den Fiebern in Umlauf gebracht, und die Classification derselben nach verschiedenen Eintheilungsgründen versucht. Ich werde hier zuerst meine eigenen Ueberzeugungen, nach welchen ich jene Frage entscheiden möchte, auseinandersetzen, und damit nachher einige der neuesten Meinungen über die Fieber und ihre Eintheilungen vergleichen. —

Das Leben unseres Organismus, von welchem wir die höchste Idee nicht haben, so anmaßend man sich auch darüber in poetischen oder scholastischen, spitzfindigen Phrasen aussprechen möge, — äußert sich im allgemeinen auf eine dreifache Art, nämlich in der Vegetation oder Reproduction, in der Irritabilität und in der Sensibilität. Jede einzelne oder zusammengesetzte Lebensäußerung, welche sie auch sey, gehört einer von diesen drei Seiten oder Dimensionen des Organismus, wie man sie genannt hat, zu. Was diese drei Dimensionen in jedem Mikrokosmus mit dem Makrokosmus zu thun haben, in welchen Verhältnissen zum Magnetismus, zur Electricität, zum Lichte, zum Sauer- oder Stickstoffe u. s. w. sie stehen, wie man sie unter dem Bilde der

Linie, des Winkels, der Fläche u. s. w. dargestellt hat, welches Wesen dabei die Erdseelen, die Lichtseelen, die Sonnenseelen, die Feuerseelen, die zusammengeronnenen Seelen, u. dgl. treiben: das alles, und so manches was dem ähnlich ist, mag hier füglich unbeachtet bleiben, da jetzt von keinen Gedichten, und noch viel weniger von den Ausgeburten kranker Gehirne die Rede seyn kann. Genug, daß wir wissen: die erste Stufe des Lebens in der organisirten Natur, vielleicht die nächste neben der Kristallisation u. a. regelmäßigen Bildungen in den nicht organischen Naturreichen, sey die Vegetation, die bestimmte Mischung, Form und Structur der thierischen Materie, in allen ihren regelmäßig fortschreitenden Reproductionen und Metamorphosen; an diese schließe sich eine höhere Stufe des Lebens, die Irritabilität, an, die sich in bestimmten Bewegungen der thierischen Faser, gegen äußere Eindrücke, offenbaret; die höchste sey dann die Sensibilität, durch welche die Eindrücke auf die Sinnorgane, und ihr Uebergang in das Bewußtseyn möglich werden. Die Vegetation bis zu gewissen Graden von Irritabilität, macht das Leben im Pflanzenreiche aus; in dem Thierreiche ist sie, in höchst verschiedener Vollkommenheit, zu höheren Graden von Irritabilität, und zu der ausschließlichen Eigenschaft der Thiere, zu der Sensibilität gesteigert, die wir bei dem Menschen auf der höchsten und vollkommensten Stufe, die in unserem Erkenntnißkreise liegt, antreffen.

Jede dieser Lebensäußerungen, hat in unserem Organismus ihr eigenes System von bestimmter Mischung und Structur. Alle Organe, die zu den Umwandlungen des aufgenommenen Nahrungsstoffes in dem gan-

zen Speisekanal beitragen, die die weiteren Vollkommenheiten des Chylus befördern und ihm einen animalischen Character mittheilen, die die Eigenschaften des Blutes vollenden, die die sämmtlichen Absonderungen und Ausleerungen bewirken, und die endlich das Wachsthum, die Ernährung und allen Ersatz vollenden, machen zusammen das reproductive System aus. Die Faser in dem Muskel, in den Arterien, überhaupt in jedem Theile, in welchem das Leben durch Bewegung sichtbar wird, ist überall die Grundlage des irritabelen Systems. Das sensibele endlich ist in dem Gehirn, in dem gesammten Nervensystem und in den Sinnorganen vollendet. —

Diese drei Systeme vereinigen sich in dem Organismus zu einem Ganzen, und ein jedes kehrt in dem anderen wieder. Irritabilität und Sensibilität sind an eine bestimmte Mischung und Structur der Materie gebunden, die nur durch die Reproduction erhalten werden kann, welche folglich in dem Muskel, wie in dem Nervenmark, nach gewissen Gesetzen, statt finden muß. Keine animalische Reproduction ist möglich, ohne die eigenthümlichen thierischen Kräfte, kein reproductives Organ oder System, kann also ohne Irritabilität und Sensibilität bestehen.

In jedem der genannten drei Systeme, folglich in dem gesammten Organismus, in welchem sie sich zu einem harmonischen Ganzen einigen, stellt sich uns das Leben von einer doppelten Seite dar:

1) Von der chemischen Seite. Bestimmte Mischungen, Formen und Organisationen der Materie, geben den ersten zureichenden Grund des Le-

bens; von ihrer Erhaltung und ihrem beständigen Wechsel, hängt die Fortdauer desselben ab, und das Leben wird in dem ewigen Kreislaufe der Natur wieder die Ursache, daß in mannichfaltigen chemischen Prozessen ein beständiger Wechsel von Stoffen, immerwährende Aufnahme und Ausscheidung derselben, kurz ein ununterbrochenes Fortschreiten von Synthesen und Metamorphosen vorgehen, die nur mit dem Leben des Individuums, in der ihm eigenthümlichen Art, aufhören. Diese Metamorphosen sind in dem ganzen reproductiven System, in der Digestion, Chylification, Sanguification, in der Assimilation und Ernährung eines jeden besonderen Gebildes, in den Absonderungen und Ausleerungen rc. am sichtbarsten, aber sie können auch in der kleinsten lebendigen Faser eines jeden Systemes nicht fehlen, ob sich gleich die Stoffe unserer Untersuchung entziehen, die sich hier in einem unveränderlichen Kreislaufe trennen und verbinden.

2) Von der dynamischen Seite, von der Seite sämmtlicher Lebensäußerungen und Thätigkeiten, die ihren Grund in der Erregbarkeit des lebendigen Stoffes, in seiner Irritabilität und Sensibilität, und in den verschiedenen Modificationen derselben haben, die den einzelnen organischen Gebilden zukommen. —

Diese zwei Seiten des organischen, thierischen Lebens, können wir nur in der Idee trennen; in der Natur selbst sind sie durchaus unzertrennt und untrennbar, und eben darin bestehet er in seiner Totalität. Die chemischen Prozesse in dem lebenden Körper, sind eben sowohl vitale

Prozesse,

Prozesse, als es die Aeußerungen der Erregbarkeit sind; jene können nicht ohne diese, diese kann keinen Augenblick ohne jene bestehen. Jedes medicinische System, jede den gesunden oder kranken Zustand unseres Körpers betreffende Theorie oder Vorstellungsart, muß daher einseitig und unbefriedigend seyn, die sich entweder ausschließlich nur an die chemische, oder nur an die dynamische Seite des Organismus hält. In dieser Einseitigkeit mußten denn auch eben sowohl manche chemische Systeme unserer Tage, als manche Erregungstheorien ihren baldigen Untergang finden, mit so großem Geräusch man sie auch ankündigte, und so hartnäckig man eins oder das andere zu vertheidigen suchte. Die Vertheidiger chemischer Vorstellungsarten, die alle Erscheinungen des gesunden und des kranken Zustandes, lediglich von der Mischung der Materien, von dem Ueberfluß, von dem Mangel, oder von bestimmten Verbindungen ihrer Bestandtheile herleiteten, — diese wurden an die Gesetze des organischen Lebens verwiesen, und man belehrte sie, daß alle Mischungen in dem Organismus und ihre Veränderungen, von dem Zustande der Erregbarkeit abhängig wären. Wer dagegen einer einseitigen Erregungstheorie anhieng, dem schob man eine sogenannte vitale Chemie zwischen seine Berechnungen und Scalen der Sthenie und Asthenie, und ließ ihm die Wichtigkeit der animalischen Synthesen und Metamorphosen bemerken, die nothwendig aller Erregbarkeit vorausgehen müßten.

In der Harmonie der drei Dimensionen, der Reproduction, der Irritabilität und der Sensibilität, in welcher keine gegen die andere hervor-, keine zurücktritt, in der Vollkommenheit der chemischen und der dynamischen

Seite des Organismus, und in ihrer Zusammenstimmung, sind die verschiedenen Grade der Gesundheit begründet. Krankheit entstehet also, wenn jene Harmonie in dem Grade gestört ist, wenn eine der Dimensionen so sehr her- vor- oder zurücktritt, und wenn sich Unvollkommenheiten in den chemischen oder dynamischen Lebensäußerungen so auffallend zeigen, daß das Leben sich überhaupt nur in einer unvollkommenen Form darstellen kann.

Was bei der Krankheit, in dem Organismus von der Vollkommenheit des gesunden Zustandes abweicht, was in jedem Falle den zureichenden Grund, die nothwendige Bedingung des sichtbaren Uebelbefindens ausmacht, das können wir zwar in den allerwenigsten Fällen genau und befriedigend angeben, es wäre denn, daß man mit so manchem, in unverständlichen Worten und leeren Redensarten Befriedigung fände; aber das können wir mit voller Gewißheit sagen: ob bei einer Krankheit vorzüglich die Reproduction, die chemische Seite des Organismus, oder ob vorzüglich die dynamische Seite, die Irritabilität oder Sensibilität, sich in einem von der Gesundheit abweichendem Verhältnisse befinde? In sofern wir nun eines allgemeinen Eintheilungsgrundes aller Krankheiten bedürfen, können wir füglich, nach jenen drei Dimensionen, drei große Klassen annehmen, deren Eigenheiten nach den hervorstechendsten Abweichungen von dem Normalzustande bestimmt sind, nämlich:

I. Krankheiten der Reproduction.

II. Krankheiten der Irritabilität.

III. Krankheiten der Sensibilität.

Es bedarf wohl kaum einer Erinnerung, daß sich diese Benennungen, wie ich schon gesagt habe, nur auf

die hervorstechendsten Abweichungen beziehen; denn da die oft genannten drei Systeme in dem Organismus zu einem Ganzen vereinigt sind, so folgt ohne allen Widerspruch: daß die Krankheiten der Reproduction nicht ohne fehlerhafte Aeußerungen der Irritabilität und Sensibilität, die Krankheiten der Irritabilität nicht ohne Veränderungen in den Reproductionen und in den Gehirn- und Nerventhätigkeiten, endlich die Krankheiten der Sensibilität, nicht ohne fehlerhafte Verhältnisse in den übrigen beiden Dimensionen, seyn können, und zwar alles dieses in unzähligen und unabsehbaren Modificationen.

Zu den Krankheiten der Reproduction müssen alle und jede gerechnet werden, wo wir überhaupt oder in einzelnen Theilen, die der Gesundheit angemessenen Mischungen in festen und flüssigen Theilen verändert, die Form, Structur, Organisation von ihrer Vollkommenheit abgewichen sehen: also alle Krankheiten des Verdauungssystems, mit Erzeugung fehlerhafter Produkte in demselben; alle Fehler der Chylification, Sanguification und Ernährung; alle Fehler des Blutes, der abgesonderten Säfte und ihrer absondernden Organe; alle krankhafte Vegetationen und die davon abhängenden neuen Bildungen, wie wir sie in der Entzündung, in den Exanthemen, u. dgl. Fällen finden; endlich alle Veränderungen in der Structur der Theile, die man unter dem allgemeinen Namen der Desorganisationen begreift. In den allermeisten hieher gehörigen Fällen, läuft die Untersuchung: ob zuerst und ursprünglich die Erregbarkeit, oder ob die Reproduction, von dem gesunden Zustande abgewichen sey, auf eine leere, nicht zu entscheidende Wortstreitigkeit hinaus, bei der man gewöhnlich vergißt, daß

der Organismus in allen seinen Verhältnissen, als ein Ganzes betrachtet werden muß, in welchem eben so unzertrennbar die Erregbarkeit von der Reproduction, als diese von jener abhängt. Es ist daher sehr willkührlich, und trägt durchaus zu keiner richtigeren Ansicht der Krankheiten bei, wenn man offenbare Fehler der Reproductionen, nicht als selbstständige Krankheiten, sondern nur als abhängige Folgen von fehlerhaften Verhältnissen der Erregbarkeit, von Sthenie oder Asthenie, gelten lassen will. Was könnte es wohl nützen, die Pocken, das venerische Uebel, u. dgl. von Ansteckung herrührende krankhafte Metamorphosen, die Krankheiten der Absonderungsorgane mit Bildung eines besonderen fehlerhaften Productes, die Verdunkelung der Hornhaut oder der Kristalllinse, u. dgl. von einer angeblichen Schwäche der Erregung, oder von einem anderen vermeintlichen Fehler derselben abzuleiten? —

Die Krankheiten der Irritabilität, sind dem gesammten Muskelsysteme, dem Herzen und den Arterien vorzüglich, dann aber auch jedem mit reizbaren Fasern versehenen Systeme oder Organe eigen, und äußern sich in mancherlei von der Gesundheit abweichenden Bewegungen und Contractionen, in Veränderungen des Kreislaufes von verstärkten, unordentlichen Thätigkeiten des Herzens und der Arterien, in Krämpfen aller Art, u. s. f. Auch der einfachste Fehler in den Bewegungen, wenn er beträchtlich genug und nicht von zu kurzer Dauer ist, verändert unvermeidlich die Reproductionen, wie auch die Erscheinungen der Sensibilität.

Die Krankheiten der Sensibilität endlich umfassen alles, was man gewöhnlich unter dem Namen

der Nervenkrankheiten begreift: die Krankheiten der äußeren Sinne, in so fern sie in veränderter Empfänglichkeit gegen äußere Eindrücke, und in unregelmäßigen Gegenwirkungen auf dieselben bestehen; die Krankheiten des Sensoriums und des gesammten Nervensystems; endlich die Verletzungen der psychischen Vollkommenheiten, die Geisteszerrüttungen. Auch die Krankheiten dieser Dimension, sind niemals ohne Veränderungen in den übrigen. Der einfachste schwarze Staar, der im Anfange einzig von einem Fehler der Sensibilität in dem Sehnerven herrührt, ziehet sehr bald sichtbare krankhafte Metamorphosen in dem Augapfel, auch in der Nervensubstanz selbst, nach sich; und in dem gesundesten Körper erfolgen Fehler in den Absonderungen, und selbst in der Structur der Organe, wenn eine Geisteszerrüttung einen gewissen Grad und eine gewisse Dauer erreicht hat. Noch weit gewöhnlicher sind Fehler in den Bewegungen, also Mißverhältnisse in der Irritabilität, wenn Krankheiten des Gehirns und des Nervensystems statt finden, so daß man sie auch gewöhnlich zu dieser Klasse rechnet.

Es ist hier nicht der Ort, diesen allgemeinen Eintheilungsgrund der Krankheiten überhaupt, weiter zu verfolgen, und ihn auf die gesammte Pathologie anzuwenden. Ich habe ihn bei dieser Gelegenheit nur vorläufig andeuten wollen, um eine allgemeine Classification der Fieber darauf zu gründen, und unserem Faulfieber seine richtige Stelle in dem nosologischen System anzuweisen. Es ist nur zu bekannt, und in den Untersuchungen aller Zeiten über die Natur und Eintheilung der Fieber nur zu fühlbar geworden, daß es Krankheiten der verschiedensten Art, Krankheiten jeder Dimension angehörig, sind, die man

alle mit dem gemeinschaftlichen Namen Fieber bezeichnet hat. Durch diesen so allgemeinen Gebrauch eines einzigen Ausdruckes, sowohl in den Schulen der Aerzte, als in dem gemeinen Leben, mußte jede bestimmte, allgemein verständliche Bedeutung desselben nothwendig ganz verloren gehen. Wer von einem Fieber hörte, der mußte nothwendig erst weiter nachforschen, von welcher Krankheit eigentlich die Rede sey, um wenigstens einen Begriff, ich will gar nicht einmal sagen, jedesmal einen richtigen Begriff, damit zu verbinden. Tausende von Büchern wären nicht geschrieben, und tausende von Streitigkeiten wären nicht geführt, geschlichtet und nicht geschlichtet worden, hätte man von jeher mit dem Worte Fieber einen bestimmten, unumstößlich festgesetzten Begriff verbunden, und hätte man mit demselben nicht so viele und wesentlich verschiedene Krankheitsformen bezeichnet. Wenn man einen Nichtarzt von übrigens hellem Verstande, in ein Krankenhaus führte, und ihm da einen Menschen mit einem leichten catarrhalischen oder rheumatischem Uebel behaftet zeigte, das gegen Abend etwas Hitze und in der Nacht einige Unruhe machte, das aber in wenigen Tagen ohne alle Gefahr vorübergienge, — dann einen Menschen, der in der brennenden Hitze und den wüthenden Delirien einer heftigen Synocha läge, — dann wieder einen, bei welchen sich die oben geschilderten Erscheinungen des sogenannten fauligen Zustandes, die Schwäche, die Mischungsveränderungen rc. bei höchster Lebensgefahr äußerten, — gegenüber einen anderen, wo von dem allem, bis auf die Gefahr, gar nichts, wohl aber hervorstechende Nervensymptome bemerkt würden, — ferner noch einen, bei welchem sich große oder geringere Leiden von

der Entzündung eines inneren Organs offenbarten, — dazu kämen noch andere, deren Haut, neben sehr verschiedenen Graden und Formen eines allgemeinen Uebelbefindens, mit Pocken, Masern, Scharlach, Friesel, u. dgl. besetzt wäre, — wieder andere in der Gesellschaft wären zwar beständig gesund, bis auf einen kurzen Anfall von Frost, Hitze und Schweiß, der zur bestimmten Stunde alle Tage, oder alle zwei Tage, oder auch alle drei Tage, einträte und wieder verschwände, — ferner würden andere von Tage zu Tage magerer, und zehrten sich bis zum langsam herannahenden Tode aus, — endlich kämen darunter auch noch unzählige krankhafte Verhältnisse des Verdauungsgeschäftes, der Gallen- und der übrigen Absonderungen, Krämpfe, Lähmungen, Krankheiten des lymphatischen und Drüsensystems, u. s. w. vor: — wenn man ihm denn von allen diesen so verschiedenen Kranken die Versicherung gäbe, sie alle litten an einem Fieber, — was würde er wohl sagen? — Gegen das, was er sagen und unfehlbar an unserem vagen Sprachgebrauche tadeln würde, das haben die Aerzte aller Schulen mit ihren Pyretologien, mit ihren Expositionen, Classificationen und Eintheilungen der Fieber zu entschuldigen gesucht, in welchen sie im Grunde nichts anderes thun, als daß sie mehr oder weniger verschiedene Krankheitsformen, als eben so viele Gattungen, Arten, Formen ꝛc. der Fieber beschreiben. Weit besser wäre es indessen gewesen, man hätte jeder ächten, selbstständigen Form, einen eigenthümlichen, characteristischen Namen gegeben, und damit die Eigenheit derselben so ausgedrückt, daß kein Mißverständniß darüber entstehen konnte. Von Faulfiebern, Nervenfiebern, Gallenfie-

bern, und von so manchen andern Fiebern, wo ein krankhaftes Verhältniß der Reproduction oder der Sensibilität einen Hauptpunkt ausmacht, hätten wir dann nichts gelesen, auch darin keine Gelegenheit zu immerwährenden Streitigkeiten und Berichtigungen gefunden.

Da indessen jener allgemeine Mißbrauch des Wortes Fieber einmal statt findet, und jene daraus zusammengesetzten Benennungen überall aufgenommen und durch den Sprachgebrauch bestätigt, auch bis jetzt noch durch keine besseren ersetzt sind, so bleibt uns nichts übrig, als damit nur richtige Begriffe zu verbinden, worauf denn in allen Wissenschaften auch weit mehr, als auf Namen ankömmt. Zu solchen richtigen Begriffen, glaube ich, gelangen wir, wenn wir den vorher aufgestellten allgemeinen Eintheilungsgrund aller Krankheiten, auf die Fieber anwenden, und vor allen Dingen bei jeder dazu gerechneten Form untersuchen und fest bestimmen: ob dabei vorzugsweise die Irritabilität, oder die Sensibilität, oder die Reproduction, sich in einem krankhaften Verhältnisse befinde? Wir erhalten dadurch drei allgemeine Hauptklassen von Fiebern, unter welche ein jedes Uebelbefinden ohne Schwierigkeit gestellt werden kann, das man mit Recht zu den febrilischen rechnet:

I. Fieberhafte Krankheiten der Irritabilität.

II. Fieberhafte Krankheiten der Sensibilität.

III. Fieberhafte Krankheiten der Reproduction.

Soll der Ausdruck Fieber oder fieberhafte Krankheit, nicht gar zu schwankend und unbestimmt bleiben, so müs-

sen wir ihr vorläufig wenigstens so beschränken, wie ich es in meiner vorigen Einladungsschrift S. 13. gethan habe, daß er nämlich ausschließend nur das bezeichnet, was die Neueren ein Gefäßfieber genannt haben. Welche Krankheit also mit Recht ein Fieber heißen soll, sie betreffe übrigens die eine oder die andere Dimension, die muß mit merklich verstärkten Contractionen des Herzens und der Arterien verbunden seyn, wovon Beschleunigung u. a. Veränderungen des Kreislaufes, Fieberfrost, Fieberhitze, kurz die bekannten Erscheinungen eines Gefäßfiebers, die Folgen sind. In diesem Sinne muß das Fieber immer und ohne alle Ausnahme eine Krankheit des irritablen Systems seyn, und es kann eigentlich nur in so fern auf die übrigen Dimensionen bezogen werden, als in ihren Systemen die Irritabilität wiederkehrt, und ihre eigenthümlichen krankhaften Verhältnisse sich mit einem Gefäßfieber verbinden. Dieses vorausgesetzt, werde ich hier die Grundzüge zu einer allgemeinen Eintheilung der Fieber, nach dem vorläufig angedeuteten Plan, zu entwerfen suchen.

I.

Fieberhafte Krankheiten der Irritabilität.

Febres irritabilitatis.

Das einfache Fieber in der Irritabilität, wo außer den von der Gesundheit abweichenden Contractionen in dem Herzen und den Arterien, kein anderes krankhaftes Verhältniß in dem Organismus hervorstechend ist, macht das einzige Fieber in der Natur, mithin die an sich immer identische Grundform aller übrigen fieberhaften Krankheiten aus. Man hat es das einfache

Reizfieber, das einfache allgemeine Entzündungsfieber, die einfache Pyrexie oder Synocha genannt (Febris ex stimulo simplici, inflammatoria simplex). Es äußert sich, in einem übrigens gesunden Körper, einzig und allein durch verstärkte und beschleunigte Contractionen in dem Herzen und den Arterien, und in den davon unzertrennlich abhängenden Folgen, dem Fieberfrost, der Fieberhitze, dem volleren, härteren, frequenteren Pulse, den gehemmten Absonderungen, dem Durst, der Unruhe und Schlaflosigkeit ꝛc. Auch findet dabei durchaus weiter kein Unterschied statt, der mehrere Formen dieses einfachen Fiebers begründen könnte; alle Verschiedenheit beziehet sich einzig auf die äußeren Einflüsse, die dieses Fieber in einem sonst gesunden Körper hervorbringen können, auf seine Grade, auf seine Dauer, und auf seine möglichen Folgen. In Hinsicht aller dieser Verhältnisse, findet allerdings eine große Mannichfaltigkeit statt. Ist ein solches Fieber vorübergegangen, die Harmonie in dem System der Blutgefäße hergestellt, so muß damit die volle Gesundheit, ohne irgend ein krankhaftes Verhältniß der Sensibilität oder der Reproductionen, eintreten.

Ein solches einfaches Fieber existirt eigentlich nur in der Idee; höchstens können wir annehmen, daß es in einem gesunden Körper, von einem schnell vorübergegangenen Eindrucke, von einem sehr geringen Grade, und von sehr kurzer Dauer, in der Natur möglich sey, — außerdem kann es nie fehlen, daß nicht sowohl die Sensibilität, als die Reproductionen, dabei leiden sollten. Es geschiehet dieses oft in einem sehr hohen Grade.

Von dem Leiden der Sensibilität, ist uns das

schon ein Beweis, daß auch das einfachste Reizfieber, wenn es nur stark genug ist, nicht ohne ein mehr oder weniger auffallendes Krankheitsgefühl bleibt, das nicht selten zu solchen Graden steigt, die den Kranken höchst unerträglich werden. Uebrigens wissen wir ja, daß es in jedem dieser Fieber zu eigentlichen Nervensymptomen kommen, daß es in ein Nervenfieber übergehen kann, in so fern sich nach oder neben dem Gefäßfieber, noch eine besondere Krankheit in dem Gehirn und dem Nervensystem entwickelt. —

Noch merklicher und mannichfaltiger sind die Verletzungen der Reproduction, die unausbleiblich in jedem nicht zu schwachen und nicht zu kurzen Fieber eintreten, sey es im Anfange auch noch so einfach. Der Kranke verliert seine Eßlust, und seine Verdauung wird verletzt; es finden sich krankhafte Absonderungen in den Verdauungsorganen ein, und auch die reinste Zunge wird oft gleich in den ersten Tagen belegt; die Beschaffenheit des heißen Athems, giebt einen Beweis von Mischungsveränderungen in den Lungen; die Ausleerungen durch die Haut, durch die Nieren und durch die Gedärme, sind eine gewisse Zeit lang aufgehoben, treten aber nachher um so stärker ein, und es werden Stoffe ausgeleert, die in ihrer Mischung und in ihren übrigen Eigenschaften, von dem gesunden Verhältniß weit abweichen, daher die oft so reichlichen Schweiße, der trübe Urin, der Bodensatz in demselben ꝛc. Verschwindet das heftige Fieber erst nach sieben oder neun Tagen, so sehen wir allemal die Folgen verminderter Ernährung des ganzen Körpers. Vorzüglich auffallend und merkwürdig, ist aber der Einfluß des Gefäßfiebers auf die Mischung und auf die übri=

gen Eigenschaften des Blutes, auf das die stärkeren Contractionen in dem Gefäßsystem sehr entscheidend wirken; entweder nimmt die Gerinnungsfähigkeit desselben, seine Neigung organische Gebilde zu erzeugen, sichtbar zu, und die Folgen davon sind: die Entzündungshaut, die lymphatischen Ausschwitzungen und Ergießungen, die sich dadurch bildenden häutigen, polypösen Massen, die Verwachsungen der Theile untereinander rc. (S. 66.); oder es tritt auch wohl, bei sehr heftigem Fieber, und unter anderen ungünstigen Umständen, jene Mischungsveränderung in der Blutmasse ein, die ich oben bei dem sogenannten fauligen Zustande beschrieben habe. In beiden Fällen ist ein örtlicher krankhafter Vegetationsprozeß, die Entzündung, sehr gewöhnlich. —

Aus allem diesem ergiebt sich, daß die Krankheit, welche die Aerzte unter dem Namen der reinen, einfachen Synocha beschreiben, und die sie als einen ächten dynamischen Zustand, einzig aus einem Mißverhältniß der Erregbarkeit herleiten, nothwendig auch aus dem Gesichtspunkte verletzter Sensibilität, und noch mehr aus dem veränderter Vegetationen, angesehen werden müsse. Uebrigens giebt es keinen kranken Zustand unseres Körpers, worin er auch immer bestehen möge, keine Krankheit, sie heiße eine allgemeine, oder eine örtliche, eine akute, oder eine chronische, u. s. f., zu welcher sich nicht ein Gefäßfieber gesellen könnte, das bei aller anderweitigen Verschiedenheit, an sich immer der nämliche Zustand ist, der sich in innormalen Contractionen des Gefäßsystems äußert. —

II.

Fieberhafte Krankheiten der Sensibilität.

Febres sensibilitatis.

Unter diesen Zusammensetzungen, machen die Fieber der Sensibilität einen Hauptgegenstand aus. Der wesentliche Character derselben liegt darin, daß das Gehirn, oder das gesammte Nervensystem, mit einer durchaus eigenthümlichen Krankheit behaftet ist, die hier allemal das Hauptübel ausmacht. Mit dieser verbindet sich dann ein Gefäßfieber von sehr verschiedenen Graden, auch kommen dabei jedesmal Mischungsveränderungen, oft sehr beträchtliche Fehler in den Vegetationen, vor. — Da diese Fieber in meiner vorhergehenden Einladungsschrift ausführlich abgehandelt sind, so ist darüber hier nichts weiter hinzuzufügen.

III.

Fieberhafte Krankheiten der Reproduction.

Febres vegetationis s. reproductionis.

In dieser großen Klasse, welche die mannichfaltigsten Krankheitsformen in sich begreift, bestehet das Hauptübel in einem krankhaften Verhältniß der Vegetationen, bald in dem ganzen Organismus, bald nur in einzelnen Theilen. Die Mischungsveränderungen, die Trennungen und Zusammensetzungen mannichfaltiger Stoffe, das Entstehen neuer Bildungen, und die Auflösung oder Verwandlung der vorhandenen, das alles zeigt sich hier in einer fast unabsehbaren Verschiedenheit, die dann noch durch das Hinzukommen höherer oder geringerer Grade eines Gefäßfiebers, und durch mancherlei Fehler der

Sensibilität vermehrt wird. Alle diese Verschiedenheiten lassen sich indessen leicht unter folgende Gesichtspunkte bringen:

1) Die gastrischen Fieber, mit Verletzungen des Digestionsgeschäftes, mit Ansammlung und Verderbniß unverdaut gebliebener Nahrungsmittel (Saburralfieber), mit krankhafter Schleim- oder Gallenabsonderung (Schleimfieber, Gallenfieber), deren Produkte sich nicht nur in den ersten Wegen, sondern oft auch außer denselben anhäufen, auch auf verschiedenen Wegen ausgeleert werden, endlich auch wohl mit Würmern (Wurmfieber). In jedem dieser Fälle, kann das Gefäßfieber in seinen Graden, in seinem Verlaufe, in seiner Dauer, kurz in allen seinen Verhältnissen, alle die schon gedachten Verschiedenheiten darbieten, was auch von allen folgenden fieberhaften Krankheiten der Reproduction gilt.

2) Die übrigen krankhaften Absonderungen mit Fieber, von welchen die Catarrhe, die Ruhren, und die Fieber mit verletzter Absonderung der Milch, zu den merkwürdigsten gehören.

3) Die örtlichen Entzündungen innerer und äußerer Organe, die, obgleich auch die Irritabilität und Sensibilität in jedem entzündeten Theile auffallend leiden, doch wohl am richtigsten als krankhafte Vegetationen angesehen werden, mit welchen sich ein Gefäßfieber zu den bekannten ausgezeichneten Krankheitsformen verbindet.

4) Die Exantheme; jene spezifischen Vegetationen und Metamorphosen in dem Hautorgan, an welchen der ganze Körper, unter den sichtbarsten Mischungsveränderungen, Theil nimmt, in Begleitung eines mehr oder minder heftigen Gefäßfiebers, des exanthematischen oder Ausschlagsfiebers.

5) Die Abzehrungen oder Abmagerungen des Körpers; sichtbar verminderte oder ganz aufgehobene Ernährung des Körpers, gewöhnlich mit großen krankhaften Metamorphosen in einzelnen Theilen, die hier die Hauptkrankheit ausmachen. Jede Abzehrung, wenn sie einen gewissen Grad erreicht, wird zu einem schleichenden, oder Zehrfieber, das übrigens als Gefäßfieber nichts eigenthümliches hat. —

6) Endlich das oben ausführlich beschriebene Faulfieber, das nach den weitläuftig aufgestellten Thatsachen, als eine ganz vorzüglich ausgezeichnete Krankheit der thierischen Metamorphose angesehen werden muß. Diese Krankheit, in jeder Hinsicht selbstständig und eigenthümlich in ihrer Art, kann ganz unabhängig von einem Gefäßfieber seyn, sich aber auch mit demselben zu den mancherlei Graden und Formen des Faulfiebers verbinden (S. 74.).

Ich betrachte demnach diese so eigenthümliche Krankheit, die die Aerzte ein Faulfieber genannt haben, an sich gar nicht als ein Fieber, sondern als ein krankhaftes Verhältniß ganz eigener Art, das zunächst die thierischen Mischungen und Vegetationen betrifft, das aber, in der Totalität des Organismus, mit mannichfaltigen krank-

haften Aeußerungen der Irritabilität und der Sensibilität sich verbindet. So wenig die mancherlei innormalen Absonderungsprozesse, so wenig die Pocke, die Maser, der Scharlachausschlag, u. d. g. so wenig die Abmagerung des Körpers, so wenig Scorbut, Bleichsucht, Lustseuche, Scrofeln, u. s. f. an sich selbst Fieber sind, sondern eben so viele eigenthümliche krankhafte Metamorphosen darstellen, — eben so wenig kann das ein Fieber seyn, was bei den Aerzten unter dem Namen des Faulfiebers vorkommt, sondern es ist ebenfalls ein eigenthümlicher Fehler der Metamorphose. Dieser Fehler ist auch nicht etwa eine bloße Nebensache bei einem Gefäßfieber, durchaus nicht etwa eine zufällige Folge desselben, sondern ein selbstständiges Hauptübel, neben welchem vielmehr das Gefäßfieber zufällig erscheint.

Nach dieser Darstellung, ergiebt sich nun leicht das Urtheil über so manche andere Benennungen und Eintheilungen des sogenannten Faulfiebers, die wir in den neuesten Bearbeitungen der Fieberlehre finden. Mit Uebergehung einiger früheren, will ich hier nur an die bekanntesten erinnern, die man in unseren Tagen geltend zu machen gesucht hat. Da bekanntlich jeder einzelne Schriftsteller, bei aller Verwirrung in den Wissenschaften überhaupt, seine Ansichten für die richtigsten, und sich selbst für untrüglich hält, so will ich lieber die Urheber und Vertheidiger derselben hier nicht nennen.

Man hat das Faulfieber ein Gefäßfieber genannt, was es nach dem vorhergehenden keinesweges ist; sondern mit welchem es nur unter gewissen Verhältnissen zusammentreffen kann; man hat untersucht, ob es zu den Lähmungen des Gefäßfiebers, oder zu

den

den Lähmungen des Bluts gehöre, und dabei mancherlei von verminderter Lebenskraft des Blutes, von dem gänzlichen Tode des Blutes, u. d. g. gesprochen. Was etwa von Wahrheit unter diesen bildlichen Ausdrücken liegen möchte, bestätigt zwar allerdings, daß wir es hier mit einer eigenthümlichen Verletzung der Metamorphose, und mit einem sehr nachtheiligen Einflusse derselben auf die Irritabilität, zu thun haben, aber aufgeklärt wird dadurch die Natur jener Krankheit so wenig, als durch die alten Ausdrücke von Fäulniß, fauligem Zustande in den ersten Wegen oder im Blute, u. d. g.

Ferner nannte man das Faulfieber ein asthenisches Muskular- und Arterialfieber, nach einer allgemeinen Eintheilung des Typhus in drei Klassen Typhus nervosus, muscularis und lymphaticus, je nachdem das krankhafte Verhältniß in einem oder dem andern dieser Systeme am hervorstechendsten war. Da indessen die Muskularschwäche, und die schwächern Contractionen der Arterie, in dem Faulfieber nur einen kleineren Theil der Erscheinungen ausmachen, und da sie bei dem Scorbut und in so manchen anderen Fällen auch vorhanden sind, so kann daraus, wie überhaupt aus Erscheinungen, das Wesen unserer Krankheit um so weniger hergeleitet werden, da es offenbar auf einer eigenthümlichen großen Mischungsveränderung, auf einer krankhaften Metamorphose beruhet, von der jene Schwäche nur erst die Folge ist. —

Nach der Ansicht der gemeinen einseitigen Erregungstheorie, die nur Fieber von vermehrter und von verminderter Lebensstärke, hypersthenische und

asthenische Fieber, und nur eine graduelle Verschiedenheit derselben, anerkennet, soll das Faulfieber unter die höheren Grade der asthenischen Fieber gehören, und alle Mischungsveränderungen, die in demselben vorkommen, sollen von einer hervorstechenden Asthenie des Gefäßsystems abhängen. Glücklicherweise ist eine so unfruchtbare Vorstellungsart von den Erscheinungen unseres Organismus, die nur die Erregbarkeit desselben, das heißt nur seine von der Vegetation abhängige Seite auffaßte, bei allen denkenden Aerzten, nach einer kurzen durch Anmaaßung erkünstelten Celebrität, schon wieder untergegangen. Es war gar nicht schwer, und bedurfte nur einer unbefangenen, von keinem Geschrei gewisser Schriftsteller getäuschten Ansicht des Lebens in der organisirten Natur, um diesen Erfolg, wie ich es gethan, gleich anfangs vorauszusagen. Von vermehrter Lebensstärke, einer Vollkommenheit unseres Körpers, kann an sich keine Krankheit, kein Fieber entstehen, denn wie stark darf man denn eigentlich seyn, um gesund zu bleiben? Ich dächte, je stärker die Kraft, desto vollkommener die Gesundheit! Was man sthenische Krankheiten genannt hat, beruhet allemal auf einem Mißverhältniß in den Dimensionen; ohne ein solches ist überhaupt durchaus keine Krankheit möglich, und wenn in einzelnen Systemen und Organen, z. B. bei der Synocha in den Arterien, starke Kraftäußerungen statt finden, so sind sie dagegen in anderen offenbar vermindert; auch kann bei einem solchen Mißverhältniß in den Lebensthätigkeiten, die Harmonie in der Sensibilität und in den Reproductionen nicht einen Augenblick bestehen. Ich möchte doch den sehen, der mir bewiese: daß die Erscheinungen einer

Synocha einzig von vermehrter Lebensstärke, als von ihrer ersten Quelle, abhiengen, und daß davon die erhöhete Gerinnbarkeit der Lymphe die Folge sey, und keinen Antheil an dem Ursachlichen habe. Wie, wenn nun jemand sagte, es sey gerade umgekehrt: damit sich eine Synocha in ihrer eigenthümlichen Form darstelle, müsse zuerst in dem wohlgenährten, vollsaftigen Körper, eine Veränderung in den Mischungen und Reproductionen vorgehen, das Blut müsse gerinnbarer, plastischer, lebendiger (um doch auch einmal in Bildern zu sprechen) werden, und dann wären erst die stärkeren Contractionen in der Arterie, kurz die Erscheinungen vermehrter Lebensstärke, die Folgen? Oder wenn ein anderer sagte: in dem als ein Ganzes zu betrachtenden Organismus, müßten gleichzeitig Mißverhältnisse in der chemischen und in der dynamischen Seite des Organismus eintreten, sie müßten auf eine bestimmte Art zusammentreffen, um eine bestimmte Krankheitsform möglich und wirklich zu machen, denn die bloße verstärkte und vermehrte Contraction in der Arterie, wie sie jeder Gesunde willkührlich und vorübergehend, durch Laufen, geistige Getränke rc. machen kann, sey noch lange keine Krankheit? — Wer über solche Behauptungen, — nicht in den Terminologien der Schulen blos sprechen, oder sich in breite Disputationen auslassen, — sondern wer darüber auf eine befriedigende Art entscheiden sollte, der möchte sich in keiner geringen Verlegenheit befinden. — Die Ausdrücke: verminderte Lebensstärke, Schwäche, Asthenie, sind während des letzten Jahrzehends von den Aerzten so viel und so allgemein gebraucht worden, daß wir sie nun wohl einmal als verbraucht und abgenuzt ansehen möchten. Wenn

ein Wort zu allgemein und zur Bezeichnung zu vieler und verschiedener Gegenstände angewandt wird, so muß es nothwendig sehr bald seinen bestimmten Begriff verlieren, und folglich unbrauchbar werden. Mit keinem Ausdrucke in der Medicin, ist das wohl in der neuesten Periode der Litteratur mehr der Fall gewesen, als mit der sogenannten Asthenie. Man frage die Anhänger jener sterilen Erregungstheorie, bei allen den oben genannten Fiebern (S. 86.), man frage sie bei hundert und aber hundert noch so verschiedenen Krankheiten, welches ihre Ursache oder ihr Hauptmoment sey, welchen Character sie haben, oder worauf sie sich gründen, und sie werden sich einstimmig, und als ob sie etwas recht kluges sagten, vernehmen lassen: wir aber sagen es ist Asthenie! — Asthenie und überall Asthenie; eine Zauberformel, die aber jetzt ihre Kraft verloren hat, und die wir ganz verbannen müssen, wenn wir tiefer in die Natur der Krankheiten eindringen wollen. Jede bestimmte, selbstständige Krankheitsform, setzt als solche ein eigenthümliches krankhaftes Verhältniß in dem Organismus voraus, und dieses Verhältniß wird bei dem allergrößten Theile der Krankheiten, weit eher in den animalischen Synthesen und Metamorphosen liegen, als in einfacher Zunahme oder Abnahme der Erregbarkeit. Wenn jetzt zwei Personen schwanger werden: eine robuste, starke, vollsaftige Person, die immer gut gelebt hat; dann eine schwächliche, die vielleicht einst in einem Waisenhause erzogen war, wo es nicht überflüssig zu essen gab, oder die eine Reise bei kalter Witterung gemacht hat, oder auf die sonst angeblich schwächende Potenzen wirkten; — hat die erste vielleicht eine sthenische, oder gar eine hypersthenische, die

letztere aber eine asthenische Schwangerschaft? — So lächerlich es seyn würde, sich über diese Frage zu streiten, so haben wir doch in der letzten Periode unzählige ähnliche Streitigkeiten über die sthenische und asthenische Natur der Krankheiten lesen müssen, oft sogar solcher, wo ein offenbarer Fehler der Vegetation oder Metamorphose statt fand. Würde bei dem tief gesunkenen Zustande unserer Litteratur nicht so manches begreiflich, so müßte es unbegreiflich seyn, wie noch in unseren Tagen jene sterilen Machwerke von Pathologien, klinischen Handbüchern, u. dgl. geschrieben werden konnten, in welchen sich alles um Hypersthenie und Asthenie, in gedankenloser, schläfriger Einförmigkeit drehet? Bei dem Schnupfen Asthenie, und bei dem Faulfieber Asthenie! Hätte man doch allerwenigstens, unter den mannichfaltigen Gegenständen, die man unter dieses nichtssagende Wort mit blinder Willkühr zusammengestellt hat, die Schwäche in der Irritabilität und Sensibilität, und die Schwäche in den Metamorphosen unterschieden, und allenfalls, wie es jetzt einige naturphilosophische Schriftsteller mit Recht thun, die erste Lähmung, die zweite aber Gangränescenz genannt! Wenn jetzt ein gelähmter Theil seine Bewegungsfähigkeit, nicht selten auch seine Empfindlichkeit verloren hat, dabei aber noch Jahre lang lebendig bleibt und ernährt wird, so ist in ihm wohl eine ganz andere Asthenie, als in einem Gliede, das vor wenigen Stunden noch gesund war, und jetzt schon in den Brand übergehet, oder in dem Körper eines Scorbutischen, oder eines am Faulfieber Kranken? Es wäre zwar noch lange nicht alles, aber doch etwas, wenn man die Asthenie im ersten Falle Lähmung, im zweiten aber Gangränescenz genannt

hätte. Die Annahme bloß gradueller Verschiedenheiten der Asthenie, als eines zureichenden Grundes der Verschiedenheit der Krankheitsformen, ist ein leeres, willkührliches Spielwerk, aus welchem sich durchaus nichts erklären läßt. Eben so willkührlich ist es, die Eigenheiten des Faulfiebers von einer besonderen Asthenie des Gefäßsystems herzuleiten, z. B. die Petechien, die passiven Blutungen, u. s. f. Ist denn etwa die Asthenie in den Nerven, in den Muskeln, in den Verdauungsorganen rc. bei jener Krankheit geringer? Aus bloßer Asthenie der Gefäße, die wir bei Ohnmachten, bei der Bleichsucht, und in unzähligen anderen Fällen viel größer, wohl bis zur gänzlichen Unfühlbarkeit des Pulses, finden, entstehen an sich weder Petechien noch Blutungen, sondern es wird dabei immer eine besondere Mischungsveränderung des Blutes vorausgesetzt. Diese Mischungsveränderung reicht oft allein schon zu, jene Symptome hervorzubringen, wo die Kräfte offenbar noch in einem hohen Grade bestehen, die Kranken nicht einmal bettlägerig sind rc. Aus diesen Betrachtungen ergiebt sich ohne alle Widerrede, daß die Eintheilung der Krankheiten in sthenische und asthenische, die an sich nicht viel sagen will, wo von einer wirklichen Kenntniß ihrer Natur und ihrer Formen die Rede ist, nichts dazu beitragen könne, um dem Faulfieber seine richtige Stelle in der Pathologie anzuweisen. —

Ein Theil unserer neuesten Schriftsteller, glaubte die Natur des Faulfiebers dadurch vollkommen bestimmt zu haben, daß sie es einen Typhus, einen sehr hohen, den höchsten Grad von Typhus, nannten. Aber was kann hier ein Wort entscheiden, dessen Bedeutung

von den ältesten Zeiten her schwankend gewesen ist, und mit welchem man, besonders in unseren Tagen der Verwirrung, nie einen bestimmten Begriff verbunden hat? Die Nervenfieber hat man ja auch Typhus genannt (Erste Einladungsschrift, S. 28.), ja man hat diese Benennung auf jedes Fieber, das nicht offenbare Synocha ist, ausgedehnt, also auch auf solche, wo theils nur ein geringer Schwächegrad statt findet, theils die eigenthümlichen Mischungsveränderungen des Faulfiebers gänzlich fehlen. Und wenn man denn auch annehmen wollte, Typhus bezeichne immer eine schwere, bösartige, sehr gefährliche Krankheit, wenn man auch, wie Nervenfieber und Faulfieber, einen Typhus nervosus und Typhus putridus unterscheiden wollte, so würde damit doch die Natur unserer Krankheit nicht besser, als durch den alten Ausdruck Faulfieber, bestimmt seyn. —

Seit ohngefähr einem Jahre, ist es bei gewissen Schriftstellern und Lehrern, auch hier und da in einer Krankenanstalt, zur Mode geworden, zwischen Synocha und Typhus, noch einen Synochus einzuschieben, und diesen drei Fieberordnungen, wie man sie nennt, die Wechsel- und die schleichenden Fieber als eine Zugabe anzuhängen. Man lehrt von jenen drei Hauptfiebern folgendes: Man kann eigentlich drei Fieberordnungen annehmen, wovon die eine dem electrischen Momente in der Irritabilität, die andere dem electrischen Momente in der Reproduction, die dritte dem electrischen Momente in der Sensibilität entspricht. Diese drei Fieberordnungen, welche man auch arterielle, venöse, nervöse, electrische, magnetische, chemische nennen könnte, sind die *Synocha*, der *Synochus*, der *Typhus*.

Zur Synocha gehören alle, unter dem besonderen Namen bekannte, entzündliche, zum Synochus die gastrischen, und zum Typhus die eigentlichen Nervenfieber. Da in Beziehung auf unser Faulfieber, von der Synocha hier nicht weiter die Rede seyn darf, so bleibe ich besonders nur bei dem Synochus und dem Typhus stehen: Synochus putris, remittens, Febris biliosa inflammatoria, Febris biliosa putrida, Febris cum colluvie pituitae in primis viis, Febris verminosa, Febris pituitosa, Febris asthenica, gastrische Fieber, Gallenfieber, Faulfieber, sind die mannichfaltigen Benennungen der Fieberarten, welche die von uns aufgestellte zweite Ordnung bilden, und von der einen Seite an die Synocha, und der andern an den Typhus gränzen. Der Synochus ist uns dasjenige Fieber, wo die Arteriellität in der Venosität ergriffen ist, und zwar primär oder secundär. Wo die Arteriellität unmittelbar in der Venosität ergriffen, hier ist der eigentliche Synochus primär gesetzt. Dort aber, wo die Arteriellität in der Arteriellität afficirt war, dann aber tiefer herabsank, und die Venosität erreicht, hier ist der Synochus, aber nur secundär gesetzt. Der Sitz des Synochus ist in der Venosität. Da Entzündung und Fieber aber nur in der Arteriellität seyn können, so ist es auch nur die Arterie in der Vene, welche bei dem Synochus afficirt ist. Schon der gehaltvolle Peter Frank in seiner Epitome, wo er von dem Entzündungsfieber und seinen Ursachen spricht, §. 118. hat vortrefflich angemerkt, daſs jede Ursache, welche das System des Herzens und der Schlagadern zu anhaltenden Zusammenziehungen (ad continuatas contractiones) reizen könne, auch zum

Entzündungsfieber bestimme, und daſs bei dem heftigen entzündungsartigen Fieber nicht allein die Schlagadern, sondern auch die *Venen*, besonders ihre inwendige Fläche, durchaus *roth* und *entzündet*, von ihm nicht allein gefunden, sondern auch öfters gezeigt worden. Was aber hier in der Vene entzündet, roth sich zeigt, ist die Arterie, der electrische Moment in der Vene. So wie die Arterien, haben auch die Venen eigene kleine Blutgefäſse, Vasa vasorum, welche vielfach entzündet werden, wodurch die Entzündung der innern Fläche der Venen entstehet. Aus diesen Angaben soll denn ferner noch erwiesen werden: daß im Synochus die Assimilation vorzüglich leide, daß bei ihm gastrische Erscheinungen eintreten müssen, daß er immer in der Form einer Continua remittens auftrete, u. dgl. mehr, was weiter nicht zunächst hieher gehört. Bei dem Typhus erfahren wir denn endlich auch, daß er sich in den mehr entzündlichen, gastrischen und fauligen eintheilen lasse, und unser Faulfieber wird, wie zum Synochus, auch abermals hieher gerechnet.

Wenn jemand seit zehen Jahren, in dem Chaos der medicinischen Litteratur, jede Mode, jede Modethorheit mitgemacht, wenn er sich jeder Meinung des Tages hingegeben, wenn er von Monat zu Monat mit seinen Ueberzeugungen gewechselt, wenn er heute auf das geschimpft hätte, was er noch gestern mit Rohheit und Anmaaßung vertheidigte: so würde er wohl kaum im Stande gewesen seyn, größere Verwirrung in die Fieberlehre zu bringen, und auffallender gegen die Regeln der Logik und gegen ausgemachte Thatsachen zu verstoßen, als es in den vorstehenden Behauptungen geschiehet. Wer behaupten

wollte, wie wirklich geschehen ist, daß jene Eintheilungen und Benennungen der Fieber, vor allen übrigen den Vorzug darum verdienten, daß sie das Wesen und den Character derselben genauer bezeichneten, der würde ohne Widerrede gar keine Kenntniß, keine Ahndung von dem haben, worauf es eigentlich hier ankömmt. Offenbar gründen sich jene Eintheilungen, theils auf leere Hypothesen und Worte, auf das vorgebliche electrische, magnetische und chemische Verhältniß, von welchem ich nachher sprechen werde, theils auf Erscheinungen bei den Fiebern, die als etwas Aeußeres, ihr Wesen nimmermehr bestimmen können, am allerwenigsten unter den Händen eines Interpreten, der dabei mit leichtsinniger Willkühr verfährt, und bei dem man nicht sicher ist, daß er seine Behauptungen von heute, morgen wieder zurücknimmt, und dem es weiter nicht darauf ankommt, eine Sache schwarz zu nennen, von der er kaum bewiesen hatte, daß sie weiß sey. Diese Art, die Wissenschaften zu bearbeiten, bringt sie mit jedem Tage ihrem Verfalle näher. Doch zur Sache!

Was wir dort unter das Wort Synochus, in der willkührlichsten Verwirrung zusammengeworfen sehen, sind großentheils selbstständige Krankheitsformen, die alle ihre Eigenheiten haben, z. B. die Entzündung, der Gallenzustand, der schleimige Zustand, das fehlerhafte Verhältniß der Metamorphosen bei dem Faulfieber ꝛc. Alle diese Eigenheiten werden dadurch auf keine Weise aufgeklärt, daß man das sie begleitende Gefäßfieber einen Synochus nennt. Daß dieses Fieber ein remittirendes ist, davon liegt der Grund in seiner Dauer, denn es ist in der Natur unseres Organismus gegründet, daß kein Fieber

mehrere Tage lang in gleicher Stärke fortdauren kann; aber jene Remissionen sind zufällig, und bestimmen das Wesen und den Character keiner Krankheitsform. Entzündung, Gallenzustand, schleimiger Zustand, u. s. w. können auch bei anhaltenden, und noch gewöhnlicher bei intermittirenden Fiebern vorkommen. Wer da sagt, er behandle ein Febris remittens, der sagt gerade so viel als gar nichts!

Das Uebereinstimmende jener so verschiedenen Krankheitsformen, die alle Synochus heißen sollen, in eine Entzündung der inneren Fläche der Venen zu setzen, gehört zu den wunderlichsten Einfällen, die der neueste Revolutionsschwindel in der Medicin zu Tage gefördert hat. Einmal ist die Existenz jener Entzündung in den Venen, besonders bei geringeren Graden eines Gefäßfiebers, weder erwiesen, noch erweislich, folglich leere Erdichtung *); und dann, wäre sie auch erwiesen, und fände sie in allen heftigen Gefäßfiebern, als Folge ihrer Heftigkeit statt, so begreife ich nicht, wie daraus jemanden eine nur erträgliche Kenntniß des Wesens eines Gallenfiebers, Schleimfiebers, Faulfiebers ꝛc. kommen

*) Ganz mit Unrecht beruft man sich auf den gehaltvollen Peter Frank, und verdrehet vergebens seine Behauptung. Er sagt nicht, daß jede Ursache ein Entzündungsfieber hervorbringt, die das Herz und die Schlagadern ad continuatas contractiones reizt, sondern jede Ursache thut es nur, die *violentas* et continuatas contractiones macht. Seine Entdeckung des merkwürdigen Phänomens, von welchem hier die Rede ist, drückt er mit folgenden Worten aus: In *vehementissimis* inflammatoriae naturae febribus, sub *enormi* cordis arteriarumque agitatione, non modo has ipsas, sed venarum totam compagem, interna superficie undique profunde rubentes ac inflammatas, nos primum conspeximus, similesque

könnte, wenn man ihm die hohle Formel hinwirft: die Arteriellität in der Venosität wäre ergriffen, die innere Fläche der Venen wäre entzündet? Gesetzt es ließe sich auch dabei ein bestimmter kranker Zustand der Venen denken, was könnte er dazu beitragen, uns über die eigenthümliche Krankheit der Mischungen und Metamorphosen bei dem Faulfieber aufzuklären, dem Faulfieber, das man uns zugleich auch, nach der obigen Eintheilung, unter den Typhus stellt? —

Nach allem diesem kann der eingeschobene Synochus uns nicht von der Verwirrung erlösen, in die die Fieberlehre durch die Annahme bloß sthenischer und asthenischer Fieber, und durch den vagen Gebrauch des Wortes Typhus, gerathen war, vielmehr wird jene Verwirrung noch um vieles vergrößert, wenn man von dem Synochus nichts besseres zu sagen weiß, als was ich in dem vorhergehenden angeführt habe. Wir dürfen also auf diesen Modeausdruck weiter keinen Werth legen, oder uns etwa einbilden, die Schriftsteller und Aerzte, die bis jetzt nur von Synocha und Typhus, nur von hypersthenischen und asthenischen Fiebern handelten und sie heilten, die hätten in ihren Einsichten wahre Fortschritte gemacht,

---

arteriae, imprimis magnae, phlogoses partiales, sub iisdem circumstantiis, jam pluries ostendimus. Wie kann man aus dieser Wahrnehmung, die bei der Entzündung in den Venen, ausdrücklich eine enorme Agitation der Gefäße in dem heftigsten Entzündungsfieber, voraussetzt, die Folgerung ziehen: daß das Wesen aller oben genannten so verschiedenen Fieberformen — in einer Entzündung der Venen bestehe, jener Fieberformen, wo das Gefäßfieber oft höchst geringfügig ist? Wer sich zu solchen Folgerungen berechtigt hält, kann freilich alles beweisen, wozu ihm gerade der Einfall kömmt! —

wenn sie, wie von einem neuen Modeartikel des Luxus, von einem Synochus sprechen, und ihn öfter als jedes andere Fieber zu behandeln haben. Vor kaum zehen Jahren war es Mode, keine gastrischen Fieber in Vorlesungen, Schriften und Krankenhäusern zu dulden; wer sie nicht duldete war ein großer Mann, aufgeklärt durch die neuesten großen Fortschritte in der Medicin; von diesen Fiebern zu sprechen, war der unfehlbare Weg, als ein unwissender Anhänger alter Irrthümer verschrieen zu werden; jetzt kommen dieselben Fieber, unter der Firma des Synochus, wieder an die Tagesordnung, und wer mit den Wissenschaften fortgehen will, muß jetzt fester an sie glauben, als selbst die alten gastrischen Schulen. O des elenden Wechsels der Dinge in einer Wissenschaft, von der man uns bei allen Gelegenheiten einbilden will, sie wäre auf feste, unveränderliche, Grundsätze gebracht, man habe ihr ein höchstes wissenschaftliches Princip gegeben! Gerade die Männer, von welchen wir solche Versicherungen hören, treiben mehr als andere mit der armen gemißhandelten Medicin ein wahres Kinderspiel, und es ist ihnen ein kleines, sie heute fest aufzubauen, um sie morgen mit dem Zauberstabe ihrer Phantasien und Spekulationen zu berühren, und wieder einzustürzen! —

Pinels Eintheilung der Fieber, die bei den neuesten Französischen Schriftstellern in einem vorzüglichen Ansehen stehet, kann so wenig als eine der bis hieher angeführten, etwas dazu beitragen, die Natur und die richtige Stelle des Faulfiebers zu bestimmen. Er theilt bekanntlich die Fieber ein, in Fièvres angioteniques (Synocha), meningogastriques (gallige, gastrische Fieber), adéno-meningées (Schleimfieber), adynamiques (Faul-

fieber, deren Character fälschlich in eine große Atonie der gesammten Muskelfaser gesetzt wird), ataxiques (Nervenfieber), und adenonerveuses (die Pest). Die Fièvres adynamico-ataxiques machen dann unsere fauligen Nervenfieber aus. — Wenn ein Landsmann Pinels die Gesundheit, das richtige Verhältniß der Lebenskräfte, Euzoodynamie, die zu starke Erhöhung derselben Hyperzoodynamie, die Schwäche aber Azoodynamie nennt, und zu der letzteren unser Faulfieber rechnet, so ist damit weiter auch nichts aufgeklärt. —

Zuletzt will ich noch einer chemischen Ansicht erwähnen, nach welcher man die Fieber überhaupt einzutheilen, und dem Faulfieber seine Stelle anzuweisen versucht hat. Nach dem Ueberfluß einiger und dem Mangel anderer Stoffe in dem Organismus, theilte man alle Krankheiten in Oxigenesen, Calorinesen, Hydrogenesen, Azotenesen und Phosphorenesen, und stellte die Faulfieber theils unter die Hydrogenesen, besonders wenn sie mit einem galligen Zustande verbunden waren, theils unter die Azotenesen. Gegen einen solchen Versuch ist indessen zu erinnern: daß wir die Mischungsveränderungen in unserem lebenden Körper überhaupt, also auch in den sogenannten Faulkrankheiten, viel zu wenig kennen, als daß wir sie nach chemischen Prozessen in der todten Natur beurtheilen dürften; alsdann, daß wenn wir auch in Krankheiten gewisse Stoffe, das Hydrogen, das Azot rc. in einem Mißverhältniß antreffen, dieses allemal schon etwas Aeußeres, ein Erfolg von Mischungsveränderungen ist, deren Wesen wir daraus nicht näher kennen lernen, wenn es heißt, dieser oder jener Stoff werde reichlicher in dem Körper erzeugt und ausgeschie-

den. Kennen wir doch die Fäulniß in der todten Natur nicht, wenn wir auch wissen, es werde dabei Ammonium und noch so mancher andere Stoff, theils erzeugt, theils aus der Verbindung mit anderen Stoffen getrennt.

Ich komme zu den Ursachen des Faulfiebers, und zwar zuerst zu dem in dem Organismus liegenden zureichenden Grunde seiner Erscheinungen, den man auch wohl die nächste Ursache, oder das Hauptmoment genannt hat. Von dieser nächsten Ursache, von dem Wesen der eigenthümlichen Krankheitsform, wissen wir bis diesen Augenblick nichts mehr, als daß hier ein bestimmter Fehler der thierischen Vegetationen, eine bestimmte Mischungsveränderung in der thierischen Materie, vorhanden seyn müsse, die an sich von dem Gefäßfieber ganz unabhängig ist. Alle Erscheinungen bei dem Faulfieber, bei den oben geschilderten Faulkrankheiten überhaupt, deuten ohne alle Widerrede auf ein krankhaftes Verhältniß der reproductiven Seite des Körpers hin, und ihr Daseyn kann nur allein von einem solchen Verhältniß abgeleitet werden. Aber worin bestehet dasselbe? Wie ist es, bei den Faulkrankheiten, von so vielen anderen Mischungsveränderungen unterschieden, die sonst in manchen Krankheitsformen vorkommen? In welchem Zusammenhange stehet es mit der Irritabilität und Sensibilität, kurz mit allen anderen Bedingungen des Lebens? Diese Fragen hat man von je her mit mancherlei Hypothesen, nicht selten mit völlig gehaltlosen Redensarten, zu beantworten gesucht, von welchen ich hier nur einige mit wenigen Worten berühren will. Ich übergehe dabei so manches, was höchstens auf den Werth eines Gedichtes Anspruch machen darf; denn wenn z. B. jemand sagen wollte: Der

Lebensprozeſs ist ein aufgeschlossener Leib, und der Leib ein verkörperter Lebensprozeſs; die Metamorphose des Stoffs das sichtbare Wandeln des Geistes; — so sind das entweder hohle Formeln, oder die triviale Weisheit, die sie verbergen, liegt so tief, daß es nicht der Mühe werth ist, sie zu suchen. Wer sich bei der Metamorphose des Stoffs im Faulfieber, damit begnügen kann, das sichtbare Wandeln des Geistes darin zu erkennen, den muß man in seinem Glauben nicht stören wollen, auch ihm seine Phantasien von der gesunden Psyche und von der kranken Psyche, die mit den Metamorphosen schaltet und waltet, gern überlassen. Er ist dagegen wieder so billig, nicht zu verlangen, daß man hinter jenen Poesien wahre Einsichten suche! —

Vormals glaubte man, die Natur des Faulfiebers dadurch vollkommen bestimmt zu haben, daß man wahre Fäulniß in dem Körper, entweder in dem Blute, oder in den ersten Wegen annahm. Aber eine solche, wie wir sie in der todten Natur sehen, findet in dem lebenden Körper durchaus nicht statt, vielmehr ist das Leben das größte Hinderniß derselben. Da die Gewißheit dieser Behauptung längst ausgemacht ist, so will ich mich hier nicht weiter dabei aufhalten. Wollte man sich hinter die Ausdrücke: eigenthümliche pathologische Verderbniß, geringer Grad von Fäulniß, Neigung zur Fäulniß, u. dgl. verstecken, so würde das die Sache doch nicht aufklären; so viel ist indessen allerdings wahr, daß die eigenthümliche Krankheit der Metamorphose bei dem Faulfieber, jeden einzelnen Theil und den ganzen Körper sehr geneigt macht, nach dem Tode schnell und stark zu faulen, wie wir oben gesehen haben. Berechtigt sind wir also ohne

Zweifel,

Zweifel, eine Neigung zu Fäulniß in unserer Krankheit anzunehmen; sie ist aber Folge, und wir lernen aus ihrer Gegenwart das hier statt findende krankhafte Verhältniß der Reproductionen nicht näher kennen. —

Schwäche, Asthenie, hieß es ferner, sey das Hauptmoment, auf welchem auch, wie so viele Krankheiten, die Faulfieber beruheten. Daß dieses Wort unsere Einsichten hier, wie überall, nicht vermehre, habe ich oben bereits gezeigt. Wenn wir den robustesten, stärksten Menschen, dem jeder den höchsten Grad der sthenischen Opportunität unbedenklich zuschreiben würde, wenn wir den plötzlich, in einer Zeit von wenigen Stunden, in den höchsten Grad von einem fauligen Zustande verfallen sehen, und zwar nach äußeren Einflüssen, die offenbar in die Metamorphosen eingreifen, z. B. nach Ansteckung, wer könnte da einen befriedigenden Aufschluß über eine solche Erscheinung finden, wenn man ihm sagte: der starke, athletische Körper sey plötzlich bis auf den höchsten Grad geschwächt worden? Wo ist denn auf einmal die große sthenische Stärke geblieben? Warum entwickelt sich bei derselben, unter anderen Umständen, eine Synocha? Woher oft so hohe Schwächegrade ohne alle auffallende Mischungsveränderungen, die wohl bis zur Lähmung, aber nie bis zur Gangränescenz gehen? Wer diese und ähnliche Fragen nicht befriedigend beantworten kann, muß nicht verlangen, daß man in der Asthenie den zureichenden Grund des Faulfiebers evident angegeben finde! —

Mangel an Sauerstoff sollte nach anderen die unveränderliche Ursache des Scorbutes und der Faulfieber seyn; nach anderen Ueberfluß an Wasserstoff und

Stickstoff; noch andere haben dabei dem Kohlenstoffe, dem Schwefel, dem Phosphor, dem Wärmestoffe, dem Lichtstoffe, der magnetischen und electrischen Materie, einem Thermogen u. s. w. nicht nur Rollen zugetheilt, sondern auch ihren binären, ternären, quaternären, quinternären ꝛc. Verbindungen. Allen diesen Behauptungen, die die willkührliche Spekulation jeden Tag neu schaffen kann, fehlt es weiter an gar nichts, als an den Beweisen, daß in dem Mangel oder Ueberflusse der genannten Stoffe, die wesentliche Bedingung des Faulfiebers wirklich bestehe. Nichts weiter ist daran wahr und gegen jeden Widerspruch erwiesen, als daß große Mischungsveränderungen, merkwürdige Zersetzungen der thierischen Materie, in jener Krankheit allerdings vorgehen. Aber der Grund derselben, der ist es, was wir so gern entdecken möchten! Wenn jetzt ein gesunder Mensch, von Ansteckung plötzlich in den höchsten Grad von Faulfieber verfällt, wo bleibt denn auf einmal sein Sauerstoff? Was füllt seinen Körper so schnell mit überflüssigem Wasserstoffe oder Stickstoffe an? Auf diese und ähnliche Fragen, kann man recht sehr viele Worte und Formeln zu hören und zu lesen bekommen, aber von der nächsten Ursache des Faulfiebers erfährt man daraus nichts!

Andere, nachdem schon vormals das reine, einfache Entzündungsfieber, von einem Mißverhältnisse der Electricität hergeleitet war, lassen jetzt dasselbe auch als Ursache des Typhus gelten; sie glauben, oder vielmehr sie überzeugen sich, daſs das Fieberprincip kein anderes, als die *electrische Materie* sey, und daſs die Erzeugung des Fiebers an sich, in der That nichts anders, als ein eigenthümlicher Prozeſs der Electricität, *oder*

auch des Galvanismus, in den erregbaren Organen des thierischen Körpers, und zwar zunächst in dem Nerven- und Arterialsystem sey. Schade, daß wir auch bei der unbefangensten Ansicht und Untersuchung eines Faulfieberkranken, nicht die kleinste Spur, nicht die entfernteste Thatsache zu entdecken vermögen, die einen Zusammenhang seiner Krankheit, mit einem erwiesenen electrischen Phänomen, auf eine evidente Art nachweisen könnte! Bis zu dieser Entdeckung, bleibt alles eine individuelle Vorstellungsart, die sich jeder nach Willkühr machen kann, ohne daß wir dadurch in unserem Wissen weiter kommen. Es könnte sogar lächerlich scheinen, wie mir irgendwo vorgekommen ist, einen Landchirurgus von dem verwickelten, jener höchst zusammengesetzten Voltaischen Säulen-Ordnung analogen Apparat des Gehirn-Systems, und dessen Getriebe, sprechen zu hören, der unter andern sogar die Seele fixiren soll. Was wissen wir doch davon! —

Einen großen Beweis von unseren Einsichten, und von unseren festen medicinischen Grundsätzen, mag es geben, daß wir unter so vielen widersprechenden Meinungen, jetzt anfangen, von electrischen, magnetischen und chemischen Fiebern zu sprechen, wo denn das Faulfieber zum Theil unter die magnetischen, zum Theil aber unter die chemischen Fieber zu stehen kommt. Warum nur der Typhus allein ein chemisches Fieber seyn soll, ist um so weniger abzusehen, da gerade im Synochus die größten Mischungsveränderungen vorkommen, die selbst bei der Synocha nicht ganz fehlen. Und was ist denn ein magnetisches Fieber? Man nehme alles zusammen, was wir von magnetischen Erscheinungen in der

Natur wirklich kennen, — und nur Erscheinungen kennen wir, denn eine magnetische Materie oder Kraft, wird als Grund derselben nur angenommen, — und versuche es, darin irgend einen Zusammenhang mit dem Zustande eines Fieberkranken zu finden! Ich zweifle an dem Erfolge eines solchen Versuches. Denn was uns die Naturphilosophen erzählen: von dem, was im Mikrokosmus den Magnet im Makrokosmus repräsentirt, von dem Magnetismus in der Venosität und in der Reproduction, von dem Kampfe des Magnetismus mit der Electricität, und von so manchen ähnlichen Dingen, das wird doch hoffentlich ein jeder als das ansehen, was es wirklich ist, als leere Redensarten, die in einem gedankenleeren Gedichte, wo es bloß auf künstliche Wortstellungen abgesehen ist, ihre Stelle recht gut behaupten. Aber der wirkliche Kenner der Natur, der Arzt, der in dem thierischen Körper ein magnetisches Verhältniß annehmen, und daraus die Entstehung von Krankheiten herleiten wollte, der würde dasselbe vor allen Dingen erst in evidenten Thatsachen nachweisen müssen. Thäte er es nicht, so würden seine Aussagen nicht mehr Werth haben, als die Lehren des einen, von den warmen, kalten, feuchten und trocknen Qualitäten, — oder des anderen, von der ewigen Weltseele, die mit den drei-, vier-, fünf- oder sechseckigen kleinen Grundkörpern spielt, — oder des dritten, von dem Sulphur, Mercurius, Tartarus etc. als Ursprung der Krankheiten, — oder des vierten, von dem ruhigen und unruhigen Arhäus, — oder des fünften, von den sauren, alkalischen, salzigen, ranzigen u. dgl. Schärfen, — oder eines sechsten, von Fäulniß, Galle, Infarctus und vielerlei anderen Dingen, — oder

eines siebenten von der kranken Psyche, u. s. f. Genug, wir wissen von der nächsten Ursache des Faulfiebers gerade hin gar nichts, wenn man es ein magnetisches Fieber nennt; und so sind denn alle die angeführten Meinungen über diese nächste Ursache, nichts mehr und nichts weniger, als Beweise unserer Unwissenheit, unserer Sucht, diese hinter Worte zu verbergen, zum Theil auch wahrer Verirrungen des menschlichen Verstandes. —

Auch in der Angabe der entfernten, äußeren Veranlassungen zu dem Faulfieber, herrscht bei den Aerzten alter und neuer Zeit, große Verwirrung und Widerspruch, die zum Theil aus folgenden Quellen entstanden sind, und noch entstehen: einmal aus der großen Verwechselung der Ursachen, die in der todten Natur Fäulniß erzeugen und begünstigen, und welchen man in dem lebenden Körper denselben Erfolg irrig zuschrieb, mit jenen, die den eigenthümlichen kranken Zustand der Reproduction bei dem Faulfieber erzeugen; — zweitens, die Vernachläßigung des wichtigen Unterschiedes zwischen den Ursachen, die eben diesen kranken Zustand herbeiführen, und jenen, die überhaupt und unter den verschiedensten Verhältnissen, ein Gefäßfieber erzeugen können; — drittens endlich die sich seltsam durchkreuzenden Behauptungen, daß dieser oder jener einzelne bestimmte Einfluß, an sich ein Faulfieber hervorbringe, da wir doch dasselbe nie anders, als unter einem Zusammentreffen mehrerer Umstände wirklich entstehen sehen. Viele der neuesten Schriften, die angeblich zur Vervollkommnung der Medicin beigetragen haben sollen, die aber zum Theil auf jeder Seite unverständliche, irrige, schiefe, oder wenigstens schief ausgedrückte Behauptungen enthalten, sind weit entfernt,

jene so verworrene Aetiologie zu berichtigen, vielmehr machen sie die Verwirrung noch größer. So lesen wir z. B. Was der Venosität ihre Electricität raubt, kann den Synochus erzeugen. Der Synochus, wie alle Fieber und Entzündungen, wird nur dann entstehen, wenn die relative in die absolute Cohaesion überzugehen tendiret, *die Arterie Vene werden will*, und zwar hier (bei dem Synochus) unmittelbar in der Vene. Alle Einflüsse, welche dieses zu bewirken vermögen, setzen den Synochus. Also, was die kleinen Arterien zwischen den Häuten der Venen, auf den allerdings sehr wunderlichen Einfall bringt, daß sie Venen werden wollen, bringt Faulfieber hervor. Kann man etwas abentheuerliches, abentheuerlicher sagen? — Die Einflüsse, welche den Synochus erzeugen, sind die climatischen. So wie die Synocha dem Winter, entspricht der Synochus dem Sommer. Es kann durchaus kein Synochus entstehen, wo nicht vorher die Expansion die Oberhand im Organismus hatte. Bei anderen Gelegenheiten erfahren wir denn freilich, daß die mancherlei zum Synochus gerechneten Krankheiten, zu allen Jahreszeiten vorkommen können. Was das Faulfieber betrifft, so sehen wir es oft genug ohne alle klimatische Einflüsse entstehen, und umgekehrt, diese Einflüsse, Hitze, Feuchtigkeit, niedriger sumpfiger Boden ꝛc. bringen noch weit öfter keine Faulfieber hervor. — Jener Himmelsstrich, welcher dem Frühlinge entspricht, erzeugt entzündliche Gallenfieber, unter heissen Himmelsgegenden herrscht die reinere Biliosa, die mehr nassen, kälteren Klimaten produciren die Putrida. Wer weiß es nicht, daß das alles in der Natur ganz anders ist. In allen Ge-

genden kann Faulfieber herrschen; aber am meisten herrscht es, und erreicht seine höchsten Grade, wo es am heißesten ist. — Durch den Säftenverlust wird der Grund zur Putrida, durch die Gemüthsaffecte zur Biliosa, durch schlechte Nahrung zur Pituitosa gelegt. Wo viele dieser Einflüsse zu gleicher Zeit vorkommen, bedingen sie jedesmal die Putrida, als die *niedrigste* Stufe des Synochus. Denkwürdig! Die robustesten, vollsaftigsten Menschen, sehen wir sehr oft in Faulfieber verfallen, und andere, die nach Blutungen, Durchfällen, Saamenverlust ꝛc. auf den äußersten Grad von Erschöpfung gebracht sind, bekommen nichts weniger, als ein Faulfieber. Und Faulfieber, vielen die höchste Stufe des Typhus, hier die niedrigste Stufe des Synochus, niedriger, als ein unbedeutendes entzündliches Gallenfieber! Kann unsere Sprachverwirrung wohl einen höheren Grad erreichen? — Zur Erzeugung des Synochus werden mit Recht auch die Contagien gerechnet, bei der Putrida wenigstens leidet dieses keinen Zweifel. Sie wirken sämmtlich nicht anders, als daſs sie die Contraction hervorrufen, sonst könnten sie weder Entzündung noch Fieber verursachen. Wenn es zu einem Faulfieber sonst nichts bedürfte, als einer Ursache, die Contraction in den Blutgefäßen hervorrufte, so würde unfehlbar jedes Fieber ein Faulfieber seyn, und die Welt wäre dann wahrscheinlich längst ausgestorben. Die hier gegenwärtigen Mischungsveränderungen, setzen ganz andere Gründe voraus. — Diese wenigen Proben, die sich leicht vervielfältigen ließen, mögen beweisen, wie es mit der Aetiologie des Faulfiebers in den Schriften bestellt ist, welche uns

arme Empiriker von dem höchsten naturphilosophischen Standpunkte herab, erleuchten sollen. —

Das Faulfieber kann unmittelbar, aber es kann auch im Gefolge anderer Krankheiten entstehen; es ist bald Morbus primarius, bald Morbus secundarius. Es sind mancherlei Krankheiten, die in dasselbe übergehen, die dazu beitragen können, daß jenes eigenthümliche krankhafte Verhältniß in den Reproductionen erfolgt: heftige Grade der Synocha, die wir bisweilen sogar in wenigen Stunden schon, in ein Faulfieber verwandelt sehen, jedes andere Fieber mit Schwäche, und mit hervorstechenden Mischungsveränderungen; der Brand und jede andere faulige Verderbniß, bei Zurückhaltungen der Nachgeburt, des Urins, oder des Darmkothes. In allen diesen Fällen, wird indessen ein ganz besonderes, großentheils unbekanntes Zusammentreffen ungünstiger Umstände erfordert, wenn ein Faulfieber wirklich entstehen soll; denn wenn hier eine heftige Synocha gleich in den ersten Stunden zum Faulfieber wird, so giebt es dort eine andere vielleicht noch heftigere, die in mehreren Tagen diesen Uebergang nicht macht; wenn hier bei wirklicher Fäulniß in oder an dem Körper, ein Faulfieber unmittelbar und unausbleiblich folgt, so gehen dort ganze Glieder durch den Brand verloren, und der übrige Körper bleibt dabei gesund. Man kann es daher unseren Vorfahren wohl kaum verdenken, wenn sie eine besondere Disposition oder Neigung zur Fäulniß, proclivitas ad putredinem, in dem Körper annahmen; denn wenn sich tausend Menschen, ohne alle weitere Folgen, mit einer Nadel in einen Finger stechen, bei einem einzelnen aber auf solchen unbedeutenden Stich, plötzlich nicht nur der Finger, sondern

wohl der ganze Arm brandig wird, unter einem eben so schnell hinzutretenden Faulfieber, so müssen wohl bei diesem Einem ganz besondere Bedingungen, zu so ungewöhnlichen, großen Folgen aus einer so kleinen Ursache, vorhanden seyn? Diese Bedingungen liegen unstreitig in einem besonderen krankhaften Verhältnisse der Metamorphose, das wir aber nicht genauer kennen. Alle einzelne Ursachen, aus welchen man das Faulfieber herzuleiten pflegt, setzen ein solches Verhältniß voraus, das wohl in den meisten Fällen ein Erzeugniß des Zusammentreffens mehrerer schädlicher Einflüsse ist.

Zu diesen rechnet man denn: eine heiße, feuchte, naßkalte Luft, besonders wenn sie durch Ausflüsse faulender vegetabilischer und thierischer Substanzen verdorben ist. Allerdings finden wir auch das Faulfieber vorzüglich und in seinen höchsten Graden, in heißen Klimaten, auch nach anhaltenden nebligen, naßkalten Wintern, an niedrigen, feuchten und morastigen Orten, an Sümpfen, stehenden Wassern, nach Ueberschwemmungen und Schlachten, in Lazarethen, Gefängnissen, auf Schiffen und in Lagern, in den engsten unreinen Gassen, in den Hütten der Armen ꝛc. — Falsch ist es aber, wenn man z. B. Hitze an sich, zu einer hinlänglichen Ursache des Faulfiebers macht; der Mensch kann sehr hohe Grade derselben ohne Nachtheil ertragen, auch hat man nie gehört, daß die gesunden, kraftvollen Nationen unter der Linie viel mit Faulfiebern zu thun hätten; nur Menschen mit Europäischer Verbildung und Lebensart, die sich jenem Klima aussetzen, unglückliche Neger, die man in heiße, unreinliche Schiffsräume gewaltsam zusammendrängt, die werden so leicht Opfer jener Krankheit. Eben so falsch

ist es, wenn man das Faulfieber unbedingt von Ausdünstungen faulender Stoffe herleitet, denn wir sehen Menschen ihre ganze Lebenszeit in solchen Ausdünstungen zubringen, und dabei gesund bleiben und alt werden.

Verdorbene, faulende, wenig nahrhafte Alimente und Hungersnoth, also den Genuß von verdorbenem Fleisch und Fischen, vom Fleisch kranker Thiere, von verdorbenem Mehl, von unreinem, faulendem Wasser, u. dgl. Wir sehen daher immer Faulfieber im Gefolge von Mißwachs, Theurung, langwierigen Belagerungen, u. s. w. entstehen. Wie sehr alle diese Ursachen die Vegetationen und Mischungen in unserem Körper abändern, lehrt nicht nur die Theorie, sondern wir sehen es am auffallendsten bei dem Scorbut bestätigt, der allemal aus diesen Quellen unvermeidlich entstehet. Auch lehren Versuche, daß bloßer reichlicher Fleischgenuß, ohne allen Zusatz von Vegetabilien, unserem Organismus einen höheren animalischen Character giebt, daß er in der thierischen Materie leichter erfolgende Mischungsveränderungen vorbereitet, und daß er zuletzt wirklich einen dem Scorbut ganz ähnlichen Zustand herbeiführt. Daß aber auch unter allen jenen Umständen, der wirkliche Ausbruch eines Faulfiebers, noch ganz besondere Verhältnisse voraussetze, lehrt die Erfahrung, nach welcher Menschen bei der vollesten Fleischdiät, bei dem täglichen Genusse von faulendem Fleisch und faulenden Fischen ꝛc. dennoch gesund bleiben können.

Dasselbe gilt von den niederschlagenden Leidenschaften, Kummer, Sorgen, Furcht, Traurigkeit ꝛc. so wie von überspannten Anstrengungen des Körpers und der Seele, von dem Mangel an Schlaf, u. dgl. Indem sie die Kräfte

erschöpfen, geben sie zu leichteren, von anderen Einflüssen vorbereiteten Mischungsveränderungen Anlaß. In derselben Rücksicht kann auch jeder schwächende Säfteverlust, jede starke Blutung, jedes erschöpfende Purgieren, jede Saamenverschwendung rc. zu den entfernten Bedingungen eines Faulfiebers gehören.

Der Biß der Klapper- Brillen- u. a. giftiger Schlangen heißer Erdstriche, setzt den Körper unglaublich schnell, in wenigen Minuten, in den höchsten Grad jenes Zustandes, wie wir ihn bei dem Faulfieber sehen; der gebissene Theil wird schnell brandig, und unmittelbar nach dem Tode, befindet sich der Körper in dem höchsten Grade von Auflösung und Fäulniß. Alle Gifte, alle Arzneimittel, die die Verdauung und Reproduction in einem hohen Grade verletzen, führen jenen Zustand leicht herbei, wie wir, unter andern, bei der langsamen Quecksilbervergiftung sehen, die einen mit dem Scorbut ganz übereinkommenden Zustand erzeugt. Ganz besonders müssen aber die Miasmen und Contagien hieher gerechnet werden, die wohl als die bestimmtesten und entschiedensten Ursachen des Faulfiebers anzusehen sind. Es gilt auch hier von ihrer Wirksamkeit, was ich in meiner ersten Einladungsschrift, S. 19. f. in Beziehung auf die Nervenfieber von ihnen angegeben habe. Es ist nicht etwa blos das Pestcontagium des Orients, nicht blos das Miasma des gelben Fiebers, und jenes das sich bekanntlich in dem Körper eines jeden Faulfieberkranken entwickeln kann, die wir zu den erwiesenen Ursachen der Faulfieber rechnen müssen, sondern jedes Contagium, jedes Miasma gehört dahin. Sind die epidemischen, atmosphärischen Verhältnisse, sind andere allgemeine oder individuelle Umstände,

der Entwickelung eines Faulfiebers günstig, so kann ein ansteckender Catarrh, so kann das Contagium der Pocken, der Masern, des Scharlachs rc. so in die thierischen Vegetationen eingreifen, daß sich hohe Grade des Faulfiebers entwickeln. Solche Epidemien des Scharlachfiebers sind noch im frischen Andenken. Zu den bekannten Beobachtungen von fauligen Pocken, will ich hier nur zwei höchst merkwürdige hinzufügen: In einer Gegend Thüringens, war in der zweiten Hälfte des 1788sten und in der erstern Hälfte des 1789sten Jahres, eine außerordentlich günstige Pockenepidemie, die sich sehr langsam verbreitete. An keinem Orte waren viele Kranke zugleich, sondern alle wurden nur nach und nach befallen. Eben so langsam verbreitete sich das Uebel von einem Orte zum andern. Ich habe niemals erfahren, daß ein Kind gestorben wäre, außer solche, die vorher schon sehr kränklich gewesen, oder die sonst sehr vernachläßigt waren. An fauligen Character der Epidemie war, besonders bei der strengen Kälte jenes Winters, nicht zu denken. — In einem Hause befanden sich zwei Kinder von fünf und sieben Jahren, die beide seit einiger Zeit die Krätze gehabt hatten. Den 15ten Februar, wo man das jüngste, an den Blattern verstorbene Kind beerdigt hatte, kam ich zuerst in dieses Haus. Man sagte mir, bei dem verstorbenen Kinde wären die Blattern gehörig zum Vorschein gekommen, hätten auch in den ersten Tagen ein gutes Ansehn gehabt, nach und nach aber wären einige blau und schwarz geworden, hätten eine blutige Materie enthalten, und dem Kinde wäre aus der Nase, aus den Ohren, durch den Urin und Stuhlgang viel Blut abgegangen. Nach dem am 13ten Tage erfolgten Tode, habe man es,

wegen des üblen Geruchs, bald beerdigen müssen. Ein solcher Fall der bösartigsten Blattern, war bei dieser so außerordentlich gutartigen Epidemie, bei einer epidemischen Konstitution, die nichts weniger als Fäulniß begünstigte, ganz etwas Unerhörtes; besonders an dem Orte, war vorher kein solcher vorgekommen, wurde auch nachher nicht bemerkt, den folgenden ausgenommen:

Das ältere Kind nämlich, an dem die Krätze gleich in die Augen fiel, hatte sich an diesem Tage zuerst über die gewöhnlichen Zufälle, die vor den Blattern hergehen, beklagt. Nachmittags folgte ein heftiges Erbrechen, das dem Kinde nicht zehn Minuten nach einander Ruhe ließ, sondern ununterbrochen bis in die Nacht fortdauerte, wo es endlich nach Einreibung aromatischer Dinge in der Magengegend, etwas nachließ. Hitze und Unruhe, waren unbeschreiblich.

Schon am folgenden Tage kamen die Pocken zum Vorschein, die sehr blaßroth, einige blau und schwarz aussahen: die letztere Farbe, nahmen nach und nach immer mehrere an. Der Kranke lag in beständiger Hitze, trank unaufhörlich, und beim Anfühlen wurde man die sogenannte beißende Hitze gewahr. — Die Krätze wurde trocken, und nur Schorfe blieben sichtbar.

Den folgenden 17ten Februar gieng sehr vieles Blut mit dem Urin hinweg. Unter die sehr mißfarbigen Pocken, mischte sich Frieselausschlag. Viele Pocken enthielten eine durchsichtige seröse Feuchtigkeit, viele reines Blut.

Den 18ten und 19ten Februar wurde der Blutabgang durch den Urin immer heftiger: alle Zufälle einer fauligen Auflösung der Säfte stiegen; den letzteren Tag starb der Kranke.

Die besten Mittel in diesen Fällen, waren hier nicht im Stande, auch nur etwas auszurichten: selbst der so angepriesene Alaun, den ich in möglichst starken Gaben verordnete, schien der Auflösung und Fäulniß der Säfte, nicht im geringsten zu widerstehen.

Woher in diesen einzelnen Falle jener höchste, schnell entstandene Grad von Mischungsveränderungen? Ich habe ein solches Blutharnen, unter den größten Colliquationen, nachher nie wieder gesehen. —

Eine Familie hatte zu verschiedenen Zeiten schon fünf Kinder an bösartigen Blattern verloren, zwei andere beinahe Erwachsene, von tiefen Narben äußerst entstellte, hatten davon hartnäckige Augenfehler und Brustbeschwerden behalten, und starben nachher auch, eines an Abzehrung, das andere an der Ruhr. Die zwei jüngsten Kinder von drei und fünf Jahren, hatten die Blattern noch vor sich, als ich im Jahre 1800, sie zu impfen aufgefordert wurde. Beide Kinder schienen, bis auf einige Spuren eines rhachitischen Habitus, vollkommen gesund, und ungewohnt, bei so manchen unternommenen Impfungen irgend einen bedeutenden Unfall zu erfahren, wurde auch hier die Impfung mit gemeinem Pockenstoffe, — denn die Schutzblattern fiengen damals kaum an, ihre wohlthätige Eigenschaft zu bewähren, — unter der gehörigen Vorsicht bewirkt. — Aber welch ein Erfolg! Der ansteckende Stoff machte gleich in den ersten Tagen, vorzüglich auf das älteste Kind, einen so heftigen Eindruck, daß ein ungewöhnlich starkes Fieber erfolgte, und sich die Impfwunden in einem so hohen Grade entzündeten, daß der ganze Arm davon eingenommen, und geschwollen war. Die Entzündungsröthe hatte eine verdächtige Purpur-

farbe, und schon vor dem Ausbruche der Pocken, standen die Wunden in voller Eiterung, — aber der Eiter war eine mit Blut vermischte dünne Jauche, und die Ränder der schnell und weit um sich greifenden Geschwüre wurden schwarz. Unzählige zusammenfließende Pocken, wie ich sie nach einer Impfung nie gesehen habe, brachen bei beiden Kindern aus, schienen auch, unter aller Mitwirkung der Kunst, die hier möglich war, zu einer guten Eiterung zu kommen; indessen zeigte der purpurfarbige Hof, der schwarze eingefallene Mittelpunkt, den hier und da eine Blatter bekam, und das in gleicher Heftigkeit fortdaurende Fieber, die Größe der Gefahr. Kurz beide Kinder starben unvermeidlich um den neunten Tag; sie sind die Einzigen, die ich jemals durch die Impfung verloren habe. Die Section entdeckte bei beiden zwar sehr wichtige organische Fehler in den Eingeweiden des Unterleibes; indessen mußte hier doch ein ganz eigenes Verhältniß zum Grunde liegen, unter welchem eine sonst in tausend Fällen so gefahrlose Ansteckung, hier plötzlich einen so hohen Grad von Gangränescenz herbeiführte.

Aus allem, was ich in dem vorhergehenden von der Entstehungsart, von den Graden und Zusammensetzungen der Faulfieber angegeben habe, folgt, daß ihre Dauer und ihr Verlauf höchst verschieden seyn müssen. Es giebt Grade, die sich schnell entwickeln und in wenigen Stunden tödten, aber auch andere, die sich bis zu neun, vierzehen, einundzwanzig, und wohl noch mehreren Tagen hinausziehen.

Die Ausgänge des Faulfiebers, hängen theils von dem eigenthümlichen Fehler der Metamorphosen, theils von dem Grade und den übrigen Verhältnissen des Ge-

fäßfiebers, theils auch von anderen Krankheiten ab, mit welchen es zusammengesetzt ist. Bei dem Uebergange in Gesundheit, muß nicht nur das Fieber aufhören, sondern, was hier die Hauptsache ist, der Fehler in den Mischungen muß völlig gehoben werden, so daß sie wieder in ihr vollkommenes normales Verhältniß zurücktreten. Dieses geschiehet immer nur nach und nach, und unter sehr langsamer Rückkehr der Muskularkräfte und der Vollkommenheiten in der Sensibilität. Die mancherlei Erscheinungen, welche wir in der Periode der Genesung beobachten, sind: Schweiße von mancherlei Farbe, Geruch u. a. Eigenschaften, Urin mit Trübung und mancherlei Bodensatz, Bubonen, Blutschwären, Brandbeulen, Geschwulst der Parotis, Taubheit, chronische Hautausschläge, u. a. m. In welcher Beziehung diese Erscheinungen zur Genesung stehen, können wir zwar durchaus nicht bestimmen, indessen scheinen sie in einer Krankheit mit so großen Mischungsveränderungen, wo in dem Organismus offenbare chemische Prozesse vorgehen und Stoffe ausgeschieden werden, nichts weniger als gleichgültig zu seyn. — Andere Krankheiten, welche so oft auf Faulfieber folgen, bestehen theils in allgemeiner chronischer Schwäche, theils in langsam fortschreitenden Fehlern der Mischung und Metamorphose, die sich als Abzehrung, Cachexie, als die nach Faulfiebern so gewöhnliche Hospitalcachexie, u. dgl. darstellen. — Der Tod kann von gewissen Graden des Gefäßfiebers, von hervorstechenden Leiden des Gehirns, des Halses, der Lungen u. a. wichtiger Organe, von der Größe der krankhaften Mischungsveränderungen, und von den eben gedachten Nachkrankheiten abhängen. Da Irritabilität und Sensibilität, kurz das

gesammte thierische Leben, zunächst in der bestimmten Mischung der thierischen Materie, und in ihren regelmäßig fortschreitenden Vegetationen und Reproductionen gegründet ist, so muß dieses Leben nothwendig die Materie verlassen, sobald seine Bedingungen, die in jener Mischung liegen, aufgehoben werden. Es giebt demnach Grade des oben beschriebenen, sogenannten fauligen Zustandes, bei welchen die Erhaltung des Lebens unmöglich werden muß, und wo jene Materie unaufhaltsam unter die Gesetze fällt, welche in der todten Natur gelten.

Ich beschließe diese Schrift mit einigen Bemerkungen über die Heilung des Faulfiebers, ohne jedoch alles erschöpfen oder beurtheilen zu wollen, was man in älteren und neueren Zeiten über diesen schwierigen Gegenstand gesagt hat. So voll von Verwirrung und Widersprüchen, die Pathologie jener Krankheit von je her gewesen ist, eben so voll und noch voller davon, ist auch die Therapie. Der Grund dieser Verwirrung liegt theils in den so verschiedenen Vorstellungsarten von der Natur der Krankheit, theils in der Vernachläßigung des großen Unterschiedes, der hier zwischen dem Gefäßfieber und dem eigenthümlichen Fehler in den Mischungen statt findet, theils in den schwankenden Meinungen von der Wirkungsart und den Heilkräften der sogenannten fäulnißwidrigen Mittel. So wie das Faulfieber unstreitig ein eigenthümliches fehlerhaftes Verhältniß in den Mischungen und Vegetationen voraussetzt, so kann es offenbar auch nur durch solche Mittel geheilt werden, die in jene thierischen Mischungen eingehen, und ihre Fehler verbessern. Das beweißt uns offenbar der einfachere faulige Zustand bei dem Scorbut. Womit heilen wir diesen? Doch wohl

nur dadurch, daß wir an die Stelle der schlechten Luft und Nahrungsmittel, die ihn erzeugten, bessere setzen? Hier hilft kein Arzneimittel, es mag in unserer Schulsprache reizen oder schwächen, es mag diese oder jene Dimension fordern; sondern nur allein eine reinere, wärmere Luft und gute frische Nahrungsmittel, die in ein besseres Blut verwandelt werden, sind es, die, bei noch bestehenden Verdauungskräften, den Scorbut in seinen heilbaren Graden, einzig heilen können. Von eben dieser Seite, das liegt offenbar in der Natur der Sache, müßte auch das Faulfieber geheilt, müßte der ihm zum Grunde liegende Fehler in den Mischungen der thierischen Materie, verbessert werden. Wie groß sind aber die Schwierigkeiten, die sich dieser Forderung entgegenstellen! Einmal kennen wir die Stoffe noch gar nicht mit Gewißheit, die wir eigentlich hier in die kranken Mischungen und Metamorphosen bringen müßten, um sie zu verbessern; und dann sind bei jedem Faulfieber, besonders bei allen höheren Graden, die Verdauungs- und Assimilationsprozesse so sehr verletzt, daß es nicht in unserer Willkühr stehet, die Vegetationen nach Gefallen abzuändern. Eben das ist bei dieser Krankheit ein so ungünstiger Umstand, daß dem entmischten Blute fast jede Quelle abgeschnitten ist, aus welcher sich dasselbe restauriren könnte, um zu allen chemischen Prozessen in dem Körper, die nöthigen Stoffe herzugeben; darum gehen eben die einmal angefangenen Verderbnisse so unaufhaltsam fort, ohne daß wir ihnen auf eine directe Weise Gränzen zu setzen im Stande sind. Ein glückliches Zusammentreffen von Umständen, die wir großentheils noch gar nicht kennen, gehört dazu, wenn die Natur selbst diese Gränzen fin-

den, und nach und nach zu den normalen Mischungen zurückkehren soll.

Fast alle Heilarten, die man dem Faulfieber entgegengesetzt hat, sind theils auf Herstellung der Kräfte, theils auf Beseitigung des Gefäßfiebers, das doch hier nur Nebensache ist, berechnet. Aber wie wollen wir da Kräfte herstellen, wo die erste Grundlage derselben, die bestimmte Mischung der thierischen Materie, zerrüttet ist? Welches sogenannte stärkende oder reizende Mittel, kann einem Muskel Kraft geben, der seine inneren Bedingungen dazu, die in bestimmter Mischung und Organisation liegen, verloren hat? Das alles kann durchaus nur auf dem Wege einer verbesserten Vegetation geschehen! Mit dem Gefäßfieber, sind wir bei jedem Faulfieber sehr übel daran; denn was kann unsere Kunst, bei Ermangelung aller spezifischen Gegensätze, dabei thun? Nichts weiter, als entweder eine schwächende oder eine reizende Methode anwenden; die erste vermindert das Fieber, schwächt die Contractionen in der Arterie; die zweite vermehrt dasselbe, verstärkt und beschleunigt die Contractionen, der Puls wird schneller, die Hitze größer ꝛc. Beide Erfolge sind in Rücksicht des hier statt findenden Hauptfehlers in der Reproduction, höchst nachtheilig. Wer in einem Faulfieber schwächende Mittel anwendet, der vermehrt diesen Hauptfehler und tödtet seinen Kranken, um so gewisser, je größer der schwächende Erfolg war. Das hat die Erfahrung längst bestätigt. Wer hingegen das Fieber durch Reizmittel verstärkt, der verstärkt auch zugleich und unvermeidlich die chemischen Prozesse in dem Körper, und mit der Beschleunigung des Pulses und Steigerung der Hitze, nehmen die Mischungsveränderun-

gen und Verderbnisse schnell überhand. Was jeder Hautreiz bei dem Faulfieber örtlich thut, daß er nämlich leicht Gangräneſcenz erzeugt, das thun auch die allgemeinen erhitzenden Reizmittel; sie beschleunigen und vermehren die Colliquationen. Die großen Nachtheile einer reizenden, erhitzenden Methode bei dem Faulfieber, sind daher längst anerkannt. Kurz bei allem, was unsere hier so ohnmächtige Kunst unternehmen kann, findet sie in dem eigenthümlichen Fehler der Reproductionen, in den verletzten, herabgesunkenen Vegetationsprozessen, Schwierigkeiten und Hindernisse, und sie kann sich nur auf eine sehr entfernte Art rühmen, daß sie Faulfieber heile! —

Nach den verschiedenen Vorstellungsarten, die man sich von der nächsten Ursache des Faulfiebers machte (S. 112. f.), hat man denn auch verschiedene Heilmethoden dieser Krankheit aufgestellt. Wer Fäulniß in dem Körper, wenn auch nur den niedrigsten, nicht riechbaren Grad derselben annahm, der setzte dem Faulfieber die sogenannten antiseptischen Substanzen entgegen, von denen man, nach falschen Schlüssen aus Erscheinungen in der todten Natur, die seltsamsten Vorstellungen hatte, nach welchen sie auf eine spezifische Art dem Fäulungsprozesse widerstehen sollten *). Ist es doch noch keine zwölf

*) Welche krasse Begriffe man mit dem Ausdrucke: fäulnißwidrige Mittel, verbunden hat, möge unter sehr vielen, die sich zu einem solchen Belege eignen, folgende Stelle aus *Hufeland* Journal der prakt. Heilkunde, X. Band, S. 74. beweisen: Eine Menge Dinge steuern der Neigung zur Fäulniſs, ohne eigentlich selbst antiseptisch zu seyn. Bei zu groſser Hitze von zu starker Bewegung des Bluts, thuts oft die *Aderlässe*, bei mangelnder Ernährung, in einigen Fällen die *Fleischnahrung*. Die septischen *Absorbirmittel* können bei ranziger Schärfe in den ersten

Jahre, wo wir bei einem sonst berühmten Schriftsteller lesen mußten: Die antiseptische Kraft des Rauches, lehren uns Küchenexperimente zur Genüge (denn wer weiß es nicht, daß wir Schinken und Würste räuchern, und daß sich Hamburger Rauchfleisch lange hält, ohne zu faulen!). Es ist zu glauben, dafs der Rauch aromatischer Substanzen besonders antiseptisch sey. Die Miasmen sind faul. Die entwickelte Kohlenluft wird wenig schaden, wenn man gleich das ausgebrannte Rauchfafs wegnimmt. Aus solchen Behauptungen wird dann der Schluß gezogen, daß es sehr nützlich sey, die Zimmer in Krankenhäusern fleißig mit Rauch anzufüllen, der bekanntlich jedem Kranken höchst zuwider ist, und der auf sie unmöglich so wirken kann, wie auf ein Stück Fleisch in der Räucherkammer. Es sind in der That ähnliche Küchenexperimente, aus welchen man uns die antiseptischen Eigenschaften der Chinarinde, und so vieler anderen Dinge, zu beweisen vermeint. Ich habe mich darüber bei anderen Gelegenheiten ausführlich erklärt. Möglich mag es indessen wohl seyn, daß manche der sogenannten antiseptischen Substanzen, allerdings auf eine gewisse Art in die fehlerhaften thierischen Mischungen eingehen und sie verbessern, was besonders von den Säuren, von dem Gerbestoffe, und vielleicht noch von einigen an-

---

Wegen manchmal Fäulnifs verhüten. Ich theile darum die Antiseptica ein in *directa* und in *indirecta*. Letztere wirken durch Beseitigung der meistens in den festen Theilen liegenden erregenden Ursachen der fauligen Verderbnifs, und da diese sehr verschieden sind, so gehören auch Mittel von sonst ganz entgegengesetzten Eigenschaften zu den Antisepticis indirectis. Freilich, auf diese Art kann man auch einen Trepan, oder eine Geburtszange, ein Antisepticum indirectum nennen. —

deren Stoffen, unter gewissen Bedingungen, gilt; auch setzen die Vertheidiger der spezifischen antiseptischen Mittel voraus, daß sie sich nur da am wirksamsten zeigen, wohin sie am meisten abgesondert werden. Aber von diesem ganzen Prozesse wissen wir nichts, und was die Hauptsache ist, wir kennen weder die Stoffe, die wir in jedem Falle in die Mischung bringen müßten, noch die Bedingungen, unter welchen dieses gelingt, oder nicht gelingt. Bei den Verhältnissen des Faulfiebers, haben wir keinen Digestions-, keinen Assimilations-, keinen Reproductionsprozeß so in unserer Gewalt, daß wir die antiseptischen Substanzen in den Organen nach Gefallen könnten absondern lassen. Es ist also nichts mehr, als ein bloßer empirischer Versuch, wenn wir die Faulfieber durch sogenannte Antiseptica zu heilen trachten, der nur zu oft nicht gelingt. —

Wer nach einer sterilen Erregungstheorie, die nächste Ursache des Faulfiebers mit dem Worte Asthenie bezeichnet, der kömmt auch mit seiner Heilmethode leicht zu Stande: er reizt und stärkt; er frägt, ob es der erste, zweite oder dritte Grad der Schwäche ist, um ihr sogleich ein Reizmittel vom ersten, zweiten oder dritten Grade entgegen zu setzen. Damit vermehrt er nach Belieben die verminderte Lebensstärke, und die Mischungsfehler müssen dann schon von selbst, so wird es in Scalen und Formeln von der Erregbarkeit klar bewiesen, in Ordnung kommen. Eine solche Praxis stehet noch sehr weit unter der gemeinen Empirie, so wissenschaftlich sie sich auch immer anstellen mag. —

Wer zu wenig Sauerstoff in dem Körper des Faulfieberkranken findet, — nun der ersetzt ihn mit Säuren,

die schon die Vorfahren als Condensantia oder Coagulantia bei dem Faulfieber gebrauchten. Da unter allen Dingen, die man bis hieher zur Verbesserung der sogenannten fauligen Verderbniß angewandt hat, und von welchen wir Beweise haben, daß sie unter gewissen Bedingungen mit Vortheil in die fehlerhaften Mischungen eingehen, die Säuren gewiß die größte Aufmerksamkeit verdienen; so ist es recht sehr zu bedauren, daß man sie neuerlich so tief zu einem Gegenstande theoretischer und merkantilischer Spekulationen herabgewürdigt hat. Ein Arzneimittel, das dieses Schicksal erfährt, kömmt nachher nicht leicht wieder, so lehrt die Geschichte der Medicin, in den Gebrauch, den es verdient, denn der Unbefangenen, die an jenen Spekulationen nicht Theil nehmen, sind immer die wenigsten. Ich habe mich darüber bei andern Gelegenheiten ausführlicher erklärt, wie auch über den sinnlosen Streit über die Frage, ob die Säuren stärken oder schwächen? Die Krankengeschichten, durch welche man in Deutschland und England den Nutzen der Säuren bei dem Faulfieber bestätigen wollte, sind zum Theil die elendesten Mährchen, welchen es an allem fehlt, was eine nur erträgliche medicinische Beobachtung haben muß. Ich will das, da die meisten Deutschen Aerzte in diesem Falle keinen Spaß verstehen, durch ein ächt Englisches Beispiel beweisen. Bekanntlich hatte man dort Wunderdinge von den Bierhefen erzählt, die ihre Kohlensäure so schnell, und mit so augenscheinlichem Vortheil an die Körper der Faulfieberkranken absetzten, daß sie davon fast auf der Stelle gesund wurden. Gläubige Deutsche nahmen das begierig auf; aber welche Krankengeschichten! „Ich wurde, sagt ein D. Watkins (Samml.

für prakt. Aerzte, 24. Band, S. 421.) am 12. Sept. zu einem Manne von ohngefähr 40 Jahren gerufen, der ein galliges Herbstfieber hatte. Der Kranke lag ohne Bewegung und Empfindung; der Puls that ohngefähr 90 Schläge in der Minute, und war schwach und aussetzend. Die Augen des Kranken waren offen und ganz starr. Sie veränderten sich nur, wenn man einen Gegenstand nahe an sie brachte, da denn in ihnen die gewöhnliche zitternde Bewegung entstand. Da der Mund halb offen stand, so konnte ich sehen, daß die Zunge und der Schlund mit einem dunkelgefärbten galligen Schleim überzogen waren. Die äußern Theile des Kranken waren kalt, und der ganze Körper mit einem kalten klebrigen Schweiße bedeckt. Von Zeit zu Zeit beobachtete man ein Zucken und Zittern in den Flechsen der Arme und Hände. Alle Bemühungen, den Kranken zum Reden zu bringen, waren vergeblich. Der Patient war seit 15 Tagen krank, und lag bereits 24 Stunden in dem hier beschriebenen Zustande. — Ich ließ gleich zwei große Blasenpflaster auf die Waden legen, und dem Kranken alle zwei bis drei Stunden ein Glas Maderawein mit etwas Wasser eingießen; in der Zwischenzeit ihm aber die Tinktur der Fieberrinde mit der aromatischen Tinktur in kleinen Gaben geben. Es dauerte zehn Stunden, ehe sich die geringste Besserung zeigte. Der Kranke blieb immer in dem nehmlichen unempfindlichen Zustande, ausgenommen wenn man ihn, um ihm den Wein zu geben, in die Höhe richtete. Er trank den Wein sehr gerne, wenn man ihn solchen an den Mund hielt. Nach 24 Stunden wurden die Blasenpflaster verbunden, und die Blasen aufgeschnitten. Da ich gar keine Besserung bemerkte, so war ich in keiner

geringen Verlegenheit. Ich ließ nun den Mund und den Schlund des Kranken mit Essig und Honig gut auswaschen, und ihm alle drei Stunden einen Eßlöffel voll Hefen geben. Zehn Stunden darnach beklagte sich der Kranke, da man die Blasenpflaster auf das Neue verband, über Schmerzen, und sprach von seinem nahen Tode. Er bemerkte jedoch noch immer nicht meine Ankunft, und konnte, auf die ihm vorgelegten Fragen keine Antwort geben. Sein Puls war langsamer und voller als vorher, die Haut war warm, und die Augen waren wieder viel lebhafter. Er hatte den Tag über vier Eßlöffel voll von den Hefen genommen, und ein Nößel Maderawein getrunken. Ich ließ dem Kranken des Abends ein beruhigendes Mittel geben, welches ihm einen guten Schlaf machte. Am andern Morgen fand ich ihn im Bette aufgerichtet sitzen. Sein Puls that anjetzt ohngefähr 70 Schläge in der Minute. Er war voll, weich und regelmäßig, und es waren keine anderen krankhaften Zufälle, als nur noch eine Schwäche, übrig. Er aß eine gute Parthie Panade, welches seit drei Tagen das erste war, was er genoß. Da anjetzt bloß die Kräfte zu unterstützen waren, so ließ ich die Tinctur der Fieberrinde mit etwas Wein fortsetzen, und verordnete eine nahrhafte Diät. Ich ließ den Leib dabei durch gelinde Abführungen, z. B. von den Sennesblättern, offen halten. Die Besserung erfolgte sehr geschwind, und der Kranke konnte in drei Tagen ausgehen." — Hier hätten wir also auf einer Seite: zwei große Blasenpflaster, sehr viel Maderawein, China- und aromatische Tinctur, ein beruhigendes Pulver, wahrscheinlich Opium, — auf der anderen

einige Löffel voll Hefen. Und da wird uns denn der starke Glaube zugemuthet, diese Hefen hätten geholfen! —

Wer endlich bei dem Faulfieber ein fehlerhaftes magnetisches oder electrisches Verhältniß voraussetzte, — der vergaß entweder diese Voraussetzung, wenn es zur empirischen Aufzählung der Heilmittel kam, denn wie ließe sich auch zwischen China, Säuren, Aether, Moschus, Arnika, Kampher u. d. g. irgend ein Verhältniß zum Magnetismus und zur Electricität nachweisen, oder er verlor sich in hohle, nichtssagende Formeln; z. B. Die Mittel, welche den drei Momenten in den drei verschiedenen Dimensionen entsprechen, sind das *Nitrum*, der *Mercurius*, und der *Moschus*. So wie das Nitrum die Lunge, ruft der Mercurius die Leber, und der Moschus das Gehirn hervor. Das Nitrum ist die Arterie in der Arteriellität, das Quecksilber die Arterie in der Venosität, der Moschus die Arterie im Nervensysteme. Alles, was im Organismus zwischen der Lunge, der Leber und dem Gehirne, der Arterie, Vene und Nerve fällt, entspricht entweder mehr dem Nitrum, dem Mercurius oder dem Moschus, und kann diesen zugeeignet werden. — Die (im Fieber) anzuwendenden Mittel, sind sich nicht entgegengesetzt, sie bilden sämmtlich, vom Nitrum bis zum Moschus, nur eine Reihe. — Im Ganzen bleibt auch bei dem Synochus die Heilmethode antiphlogistisch, auch hier geht das einzige wesentliche Bestreben dahin, die Entzündung zu heben, und so können auch alle wirksame Mittel im Synochus, vom Brechweinsteine bis zum Bisam, nur antiphlogistisch seyn. Die reine Putrida, dieser Entzündungszustand der Venosität, mufs, wie

alle übrigen Entzündungen, antiphlogistisch behandelt werden. Nur die specifike Beschaffenheit der Entzündung fordert hier, wie überall, specifike Mittel. Was in der Synocha das Nitrum, leistet bei der Putrida der Campher, die Scale der Mittel beginnt mit dem Spiritus Mindereri, und durchläuft die Arnica, die Serpentaria, den Campher und die Naphtha. Sie rufen die Vene hervor; es hängt dieses von ihrem Cohaesionsgrade ab. Die Indication ist (bei dem Typhus) rein die antiphlogistische. Das antiphlogistische Mittel ist denn hier der Moschus. — Ich möchte den sehen, der aus diesen Redensarten eine richtige Heilart des Faulfiebers ableiten könnte! Die ganze Ansicht, daß es nur auf Beseitigung der Entzündung in der Vene hier ankomme, ist falsch, denn alles hängt bei dem Faulfieber von Verbesserung der fehlerhaften Mischungen ab. Und wer beweißt mir auch nur mit einem einzigen haltbaren Grunde, daß der Nutzen des Kamphers, des Moschus, u. s. w. bei dem Faulfieber davon allein abhänge, daß sie eine vorgebliche Entzündung in den Venen zertheilen? —

In England, wo es nur noch vor wenigen Jahren angeblich nichts weiter, als einiger Löffel voll Bierhefen bedurfte, um selbst in den höchsten Graden des Faulfiebers, die Kranken in wenigen Stunden zu retten, da empfiehlt man jetzt, nicht nur im Faulfieber, sondern fast in allen Fiebern ohne Ausnahme, das Begießen der Kranken mit kaltem Wasser, zu gleichem Zwecke (J. Currie über die Wirkungen des kalten und warmen Wassers, als eines Heilmittels im Fieber ꝛc. Aus dem Engl. Leipzig, 1801, 1807. 2 Theile. 8.). Unstreitig ist dieses ein großes Mittel in einer Krankheit, wo der Magen seine Em=

pfänglichkeit gegen Arzneimittel verloren hat, wo die von ihm ausgehenden Reproductionsprozesse aufgehoben sind, und wo uns das Hautorgan fast allein übrig bleibt, von welchem aus wir auf die Lebensthätigkeiten und auf die Vegetationen im Organismus wirken können. Was ich von der Wichtigkeit der Hautreize bei dem Nervenfieber in meiner vorigen Einladungsschrift gesagt habe, das gilt in seinem ganzen Umfange besonders auch von dem Faulfieber, und einstimmig haben erfahrne Aerzte hier kühle Umschläge von gutem Wein, Weinessig, Kamphereßig, aromatischem Essig, Fomentationen aus aromatischen Kräutern mit Wein, um die Arme und Füße, über den Kopf und den Unterleib, empfohlen, theils um das Fieber zu mäßigen, theils um den Mischungsveränderungen in den Säften zu widerstehen. Diese äußeren Mittel leisten, wie ich oft gesehen habe, weit mehr, als die inneren, die oft in einen völlig unthätigen Magen kommen, und sie dürfen daher bei keinem Faulfieber vernachläßigt, auch nicht etwa bis zur Zeit der höchsten Gefahr aufgeschoben werden. Je früher man sie anwendet, desto sicherer wird man der Schwäche und der Zunahme der Mischungsveränderungen vorbauen. Ihre Wirkung beruhet gewiß nicht bloß darauf, daß sie durch ihren Eindruck die Thätigkeiten in dem Hautorgan umstimmen, und dadurch einen vortheilhaften Einfluß auf die allgemeine Irritabilität und Sensibilität haben, sondern sie gehen unstreitig in die thierischen Mischungen ein, und verbessern das eigenthümliche krankhafte Verhältniß, das dem Faulfieber zum Grunde liegt. Insbesondere scheint dieses von den Säuren zu gelten, und ich würde bei großer Zunahme der Colliquationen, selbst hinlänglich verdünnte Schwe-

fel- oder Salzsäure, in Verbindung mit aromatischen Substanzen, zu den kalten Umschlägen wählen. Alle jene Mittel scheinen mir bei weitem wirksamer zu seyn, als das einfache kalte Wasser, bei welchem wir hauptsächlich nur auf den die Lebensthätigkeiten umstimmenden Eindruck der Kälte, weit weniger aber auf das Eingehen wirksamer Stoffe in die thierischen Vegetationen, worauf doch hier das Meiste ankommt, rechnen können. Auch dürfen wir nicht vergessen, daß Curries Beobachtungen, an welchen die Kritik überhaupt so manches auszusetzen hat, größtentheils bei Menschen aus der niederen Volksklasse gemacht sind, die in England mit jenem kalten Elemente weit vertrauter waren, als wir es bei unseren meisten deutschen Kranken voraussetzen können.

Ich will noch einer anderen Heilart der Faulfieber, des Typhus überhaupt, erwähnen, die man seit einigen Jahren von England aus eben so sehr anpreißt, und ihren Nutzen eben so bündig durch Krankengeschichten bestätigt, als die großen Heilkräfte der Bierhefen, und des Begießens mit kaltem Wasser. Hamilton (Ueber den Nutzen und die Anwendung abführender Mittel in fauligen und Nervenfiebern; in der Samml. auserlesener Abhandlungen für prakt. Aerzte. 24. Band. S. 483.), der in so manchen Fällen, wo die Aerzte sie einstimmig verwerfen, starke Purgirmittel giebt, z. B. im Scharlachfieber, im Marasmus, im Starrkrampf ꝛc., heilt durch dieselben auch das Faulfieber. Er verordnet Calomel, Jalappe, Aloe, Neutralsalze, Sennesblätter u. d. g., die Kranken purgieren davon, und sind, wenn wir den erzählten Krankengeschichten glauben sollen, in wenigen Tagen gesund. Lehrte uns nicht die Geschichte der Medi-

ein, welche Mißgriffe, welche zweckwidrigen, widersprechenden Heilarten der Aerzte, der kranke Körper, unter gewissen Umständen, ertragen kann, ohne darüber zu Grunde zu gehen, so würden jene Behauptungen durchaus unbegreiflich seyn. Ich glaube, man könnte viele einzelne Geschichten zusammenbringen, daß Menschen von einer beträchtlichen Höhe herabgestürzt sind, ohne Schaden zu nehmen; aber man wird daraus, daß diese einzelnen glücklich mit dem Leben davon kamen, den Nutzen des Stürzens überhaupt, wohl nicht beweisen wollen? Alle erfahrne Aerzte sagen einstimmig, daß Purgirmittel bei dem Faulfieber schaden, die Theorie bietet unumstößliche Gründe dar, daß sie schaden müssen, die seichten Beobachtungen eines Engländers, werden hoffentlich diese Gründe nicht entkräften, ob ich gleich nicht zweifle, daß auch Hamilton unter den leichtgläubigen deutschen Aerzten seine Nachfolger finden wird. —

Diese so verschiedenen Heilarten des Faulfiebers, die sich leicht noch durch manche ältere vermehren ließen, bestätigen es ohne alle Widerrede, wie sehr wir hier noch in grobe Empirie versunken sind, und wie sehr es uns an festen Grundsätzen fehlt, um darauf eine rationelle Heilmethode zu gründen. Wie könnte es auch anders seyn, da wir von der nächsten Ursache des Faulfiebers, den fehlerhaften Verhältnissen in den Reproductionen, so sehr wenig wissen. Wer bei diesem oder jenem Verfahren, einen Faulfieberkranken in einigen Wochen nach und nach gesund werden siehet, der sage doch ja nicht, daß er ihn geheilt habe! Wir können nichts weiter thun, als durch Mittel, die nicht erhitzen, nicht das Gefäßfieber vermehren, durch Arnika, Valeriana, Serpentaria, Angelika,

Kampher, Aether, Moschus *), u. d. g. die Kräfte und Thätigkeiten möglichst aufrecht erhalten, durch inneren Gebrauch der Säuren und der Chinarinde, den Fehler in den Mischungen verbessern, wenigstens sein Fortschreiten aufhalten, und, was die Hauptsache ist, die vorhin genannten äußeren Mittel, sowohl auf die Haut, als in Klistieren auf den Darmkanal, anwenden. Bei diesem Verfahren gelingt es denn bisweilen, daß die fehlerhaften Mischungen und Vegetationen, wieder zu den Verhältnissen des gesunden Zustandes zurückkehren,

*) Sehr gern ergreife ich diese Gelegenheit, hier eine von Hrn. D. Warnekros in Greifswalde, mir gefälligst mitgetheilte Beobachtung anzuführen, die den großen Nutzen des Moschus, und was ich davon in meiner vorigen Einladungsschrift gesagt habe, vortrefflich bestätigt. Er sagt: „Mit wahrem Vergnügen habe ich Ihr Programm über Nervenfieber gelesen; nur werden Sie mir verzeihen, wenn ich Ihnen hierüber die Bemerkung mache: daß der Moschus auch noch nach dem neunten Tage in großen Dosen angewandt, nützlich ist; ich hatte hierüber einen interessanten Fall vor Kurzem, wo ich einen Kranken erst am neunten Tage zu behandeln bekam. Sein vorheriger Arzt hatte alle zwei Stunden einen halben Gran Moschus nehmen lassen, ich ließ aber gleich alle zwei Stunden fünf Grane geben, so daß der Kranke bis zum 15ten Tage, in 24 Stunden, 60 Grane davon verzehrte; zugleich bekam er Naphtha, ein starkes Chinadecoct zwischen durch, äußerliche Einreibungen und reizende Clystiere, welche sich besonders wirksam zeigten. Uebrigens muß ich bemerken, daß schon alle Anzeigen der nahen Auflösung bei ihm waren, nemlich facies hipocratica, erschwertes Schlucken, so daß es niederfiel, als wenn man in eine Flasche etwas gießt, halboffne Augen, soporöser Zustand, Sehnenhüpfen, Flockenlesen, kleiner aussetzender zitternder Puls, Zusammenfallen im Bette, kalte Schweiße, überhaupt alle Indicia mortis; hier halfen allein die stärksten Reizmittel sowohl innerlich als äußerlich; in fünf Wochen habe ich diesen Mann wieder hergestellt, so daß er jetzt seinen Geschäften wieder vorsteht."

was wir auf einem unmittelbaren Wege und nach evidenten Kenntnissen, niemals bewirken können. In einer so gefährlichen Krankheit, in welcher die Erhaltung des Lebens an sehr dünnen uns unbekannten Fäden hängt, kömmt sehr viel darauf an, nicht zu viel zu thun, damit wir nicht diese Fäden durch zu große Wirksamkeit zerreißen *). Ich will darüber einen unserer Vorfahren sprechen lassen; er mag beweisen, daß man in der uns widrigen Sprache, wie sie vor hundert Jahren war, doch etwas recht Gutes und Wahres sagen könne, das ungleich mehr praktischen Nutzen hat, als dicke Bände, in welchen die Lunge in der Lunge, die Leber in der Leber, oder das Gehirn in dem Gehirn hervorgerufen wird. Ein vormaliger Arzt in Ungarn, **Mollers** (Breslauer Sammlungen. Siebenter Versuch. S. 39.), spricht von dem Ungarischen Fieber, tadelt die vormals üblichen Kurmethoden desselben, und fährt dann so fort: „und habe ich in meiner Praxi von 20 Jahren her observiret, daß wenn ein Medicus in der Cur dieser und anderer Febrium acutarum et Petechialium wohl fahren will, er mehr einen Ministrum als Magistrum Naturae abgeben, und seine Consilia und Indicationes curativas nach den Sponta-

neis

---

*) Es ist Thatsache, daß vornehme, reiche Kranke, die medicinische u. a. Hülfe im größten Ueberflusse haben, weit eher am Faulfieber sterben, als Arme, um die man sich wenig bekümmert Man hat das der schlechteren Luft zugeschrieben, die diese letzteren athmen; ich bin überzeugt, daß, außer manchen anderen ungünstigen Umständen, die bei Vornehmen oft eintreten, der Ueberfluß an Hülfe sie häufiger tödtet, während bei den Armen, die der Natur möglichen Genesungsprozesse, durch keine groben Eingriffe der Kunst gestört werden.

neis decursibus harum Febrium, die er bei den Patienten, welche sine medico et artificio convalesciren, observiret, einrichten müsse. Wann man diesen Weg der Natur, secundum Temperamentum et alias Individuorum circumstantias fleißig und constanti animô in acht nimmt, so kann man aufs wenigste alle enorme und confuse motus et gravia Symptomata praeoccupiren, und den Decursum morbi tolerabler machen, ob man gleich nicht verhindern kann, daß nicht z. E. unter 10 Patienten ein oder zwey zuweilen sterben solten. Man mache aber was man wolle, so pflegen doch diese Fieber ihre ordinaria tempora zu behalten, und usque ad 11. et 14. diem et saepius 21. zu continuiren. Will man diese Periodos Septenarios, die sich die Natur ad praescribendam morbi materiam vornimmt, forciren und ändern, befördert man die Patienten gar bald ins Grab, insonderheit, wann man sie gleich anfangs nicht leniter, sondern mit Purgantibus, Venaesectionibus und Sudoriferis tractiret. Gewiß, wann ein morbus circumspecte und leniter zu tractiren ist, so sind es dergleichen hitzige Fieber. — Nach überstandener letzten Pest grassirten an. 1710. und 1711. durch das ganze Land die Febres acutae, malignae et contagiosae so hefftig auf dem Lande, daß in denen Flecken und Dörffern fast kein Hauß war, darinnen nicht dergleichen Patienten anzutreffen gewesen wären. So viel 1000 Febricitanten nun waren ohne Medicis, als welche auf dem Lande gar nicht zu finden, und wurden doch meistens und größten theils wieder nach und nach, sine peculiaribus subsidiis artificialibus gesund, Spontaneis solùm solutionibus, tranquilla quiete et continentiâ. Doch genug hiervon. Deus se-

cundùm ineffabilem suam misericordiam misereatur hâc in parte quoque generis humani et *afflictissimae Medicinae.*" — Ob wir den letzten Wunsch nicht noch heute thun könnten? —

Indem die Druckerei dieses letzte Blatt vollendet, sehe ich die Anzahl der Schriften über eine Universität in Berlin, noch mit folgender vermehrt: Etwas für die Universität Frankfurt an der Oder, aber nicht von ihr; sondern Privat-Versuch und auch als Handschrift zum Privat-Gebrauch, jedoch zu dem edleren der Vertheidigung. Frankfurt a. d. O. 34 S. 8. Ich benutze diesen kleinen Raum, um sie den oben S. 5. 6. genannten noch hinzuzufügen, und so das Verzeichniß dieses Zweiges der Litteratur, bis hieher ganz vollständig zu machen. Gegen welche der dort verzeichneten Schriften sie zunächst gerichtet ist, deutet der Titel hinlänglich an. An dem persönlichen Streite, der hier in hellen Flammen ausbricht, nehme ich nicht den geringsten Antheil, und bin weit davon entfernt, tales tantasque componere lites; nur das bemerke ich, daß der Verf. in seinen allgemeinen Urtheilen über die Einrichtung einer guten Universität, ganz vollkommen mit den meinigen übereinstimmt. —

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hecker, August Friedrich,

Ueber die Natur und Heilart der Faulfieber

Berlin 1809
Path. 553 b
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10472350-4